LD 4110
12

# A. F. E. Langbein's

# prosaische Werke.

Verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe.

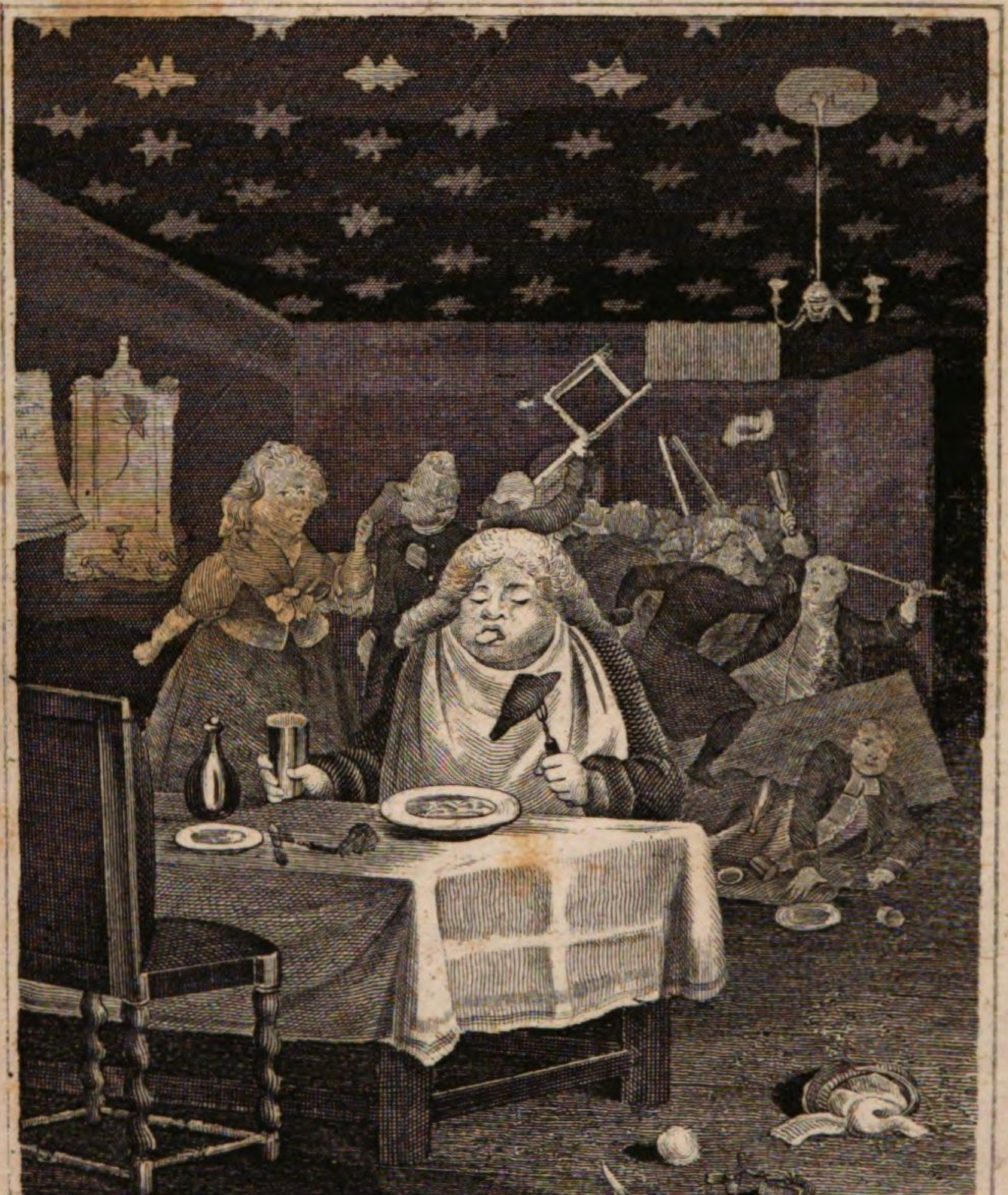
Siebenter Theil.

Enthält:

## Die Kleinstädter und der Fremdling.

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1837.



A. F. E. Langbein's

# sämmtliche Schriften.

Vollständige,
vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte
Original-Ausgabe letzter Hand.

Zwölfter Band.

Enthält:

## Die Kleinstädter und der Fremdling.

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

# Die Kleinstädter und der Fremdling.

---

Geschrieben 1804.

## Erstes Kapitel.

### Ankunft des Fremdlings.

Im Städtchen Michelheim, das man auf der Landkarte suchen mag, begab sich vor einigen Jahren, in der Mittagsstunde eines heitern Sommertages, ein seltsamer Vorfall. Die Kinder, die eben auf der Gasse spielten, flohen in die Häuser und schrien: der Teufel komme geritten. Erschrocken ließen die Mütter die Töpfe und Tiegel aus den Händen fallen, stürzten aus der Küche an die Fenster, und sahen mit Grausen einen furchtbaren Reiter, der ein kohlschwarzes Gesicht und feuerfarbenes Gewand hatte, durch die Straße sprengen. Bald darauf ward es noch schlimmer. Es kam ein großer, mit sechs Postpferden bespannter Reisewagen, auf dessen Bocke zwei ähnliche Teufel saßen. Ein viertes, gefesseltes Ungethüm thronte hoch oben auf dem Kutschenhimmel, und schnitt Gesichter, als ob es sich

über die mundsperrende Neugier der guten Michelheimer aufhalte. Ein Paar gescheidte Männer, die sich in der Welt ein wenig umgeschaut hatten, erklärten diesen Satyriker für einen Affen. Hinten auf dem Wagen saßen zwei Bedienten von gewöhnlicher Menschengestalt. Ob sich jemand in dem Wagen befand, konnte man nicht sehen, weil er von allen Seiten mit Gitterfenstern verschlossen war.

Der Reiter flog in gestrecktem Galopp auf den Gasthof zu. Dem Hausknecht graute vor solchen Gästen; er wollte geschwind die Thorflügel zuwerfen, ergriff aber unverrichteter Sache die Flucht: denn der Teufel zu Pferde kam ihm schon auf den Hals, und jagte ohne Anfrage, ob man mit ihm etwas zu schaffen haben wolle, ins Haus hinein. Die Kutsche rasselte nach, und kaum hielt sie im Hofe, so sprangen die beiden Schwarzen vom Bock, und stellten sich mit blank gezogenen Schwertern am Thor auf die Wache.

Die Väter der Stadt waren eben auf dem Rathhause, welches dem Gasthofe, das goldne Faß genannt, gerade gegen über liegt. Sie wurden durch das ungewöhnliche Roß- und Wagengetümmel in ihren Berathschlagungen gestört, eilten an die Fenster, und staunten. Doch hatten sie vor einem großen Theile

ihrer Mitbürger so viel an Verstande voraus, daß sie die angekommenen Schwarzen nicht für Höllengeister ansahen. Der Bürgermeister, Herr Felden, der viel Reisebeschreibungen gelesen hatte, versicherte tröstlich, es wären Mohren, setzte aber mit einer bedenklichen Miene hinzu: er könne nicht dafür stehen, ob sie nicht zu den Cannibalen oder Menschenfressern gehörten, von welchen er in seinen Büchern die schrecklichsten Nachrichten gefunden habe.

Das war denn doch seinen Herren Amtsbrüdern nicht angenehm zu hören. Besonders entsetzte sich der Senator Trottel, der dickste Mann der Stadt. Er dachte, wenn die reißenden Wölfe anfingen, auf Raub auszugehen, so würden sie vor allen andern ihn, als den fettesten Bissen, verzehren. In dieser Angst trug er darauf an: sofort über die Fremdlinge und den Zweck ihrer Ankunft genaue Erkundigung einzuziehen, und dann die nöthigen Maßregeln zu nehmen.

Sein Vorschlag fand Beifall, aber es haperte mit der Ausführung. Vergebens lauerte man, daß jemand aus dem Gasthofe heraus kommen sollte, den man herauf rufen und ausfragen könnte. Es schien, als wären schon alle Menschen darin erwürgt und verschlungen. Endlich ward beschlossen, den Rathsdiener Packer auf

Kundschaft hinüber zu senden. Als man ihn aber abfertigen wollte, geberdete sich der Mann sehr übel, und sagte: „Hochweise Herren, ich bin Ihnen zwanzig Jahre lang in allen Dingen gehorsam gewesen, doch jetzt muß ich unterthänig bitten, mich mit diesem gefährlichen Auftrage zu verschonen. Ich habe, wie Dieselben wissen, eine Frau und sechs lebendige Kinder. Wer sollte diesen armen Leutchen Brot schaffen, wenn ihr Versorger von den Wilden gefressen würde?"

„Der Fall ist nicht wahrscheinlich;" versetzte der Bürgermeister. „Sollte er sich aber, nach Gottes Willen, dennoch ereignen, so versprechen und geloben wir Ihm hiermit, die Wittwe und die Waisen aus den Einkünften der Kämmerei nothdürftig zu ernähren."

„Gehorsamer Diener!" rief Packer. „Der Herr Bürgermeister denken und sprechen wie alle große Herren! Für eine Hand voll Geld soll ein armer Mensch Blut und Leben opfern. Ei, gehorsamer Diener! Ich gehe nicht von der Stelle."

Zürnend drohte der Bürgermeister mit Absetzung. Der Rathsdiener erschrack, lief in den Vorsaal, griff in der Verzweiflung nach seinem Hute, legte ihn wieder hin, blickte nach dem goldenen Fasse hinüber, und ward dort leider keine beruhigende Veränderung ge-

wahr. Die baumlangen Mohren standen noch immer, wie Granitsäulen, an ihrer Stelle, und drehten die funkelnden Augen nach allen Seiten umher. Der bedrängte Mann wußte nicht, was er anfangen sollte. Doch indem er händeringend auf und nieder lief, und mitunter einen Blick auf den Gasthof warf, sah er drüben in einer Stube, deren Fenster offen standen, ein Dienstmädchen mit dem Besen beschäftiget. Deß war er froh, ob er gleich, aus Furcht vor den nahen Mohren, keinen Zuruf wagte. Sein guter Geist schenkte ihm einen glücklichen Einfall, den er rasch ausführte. Er holte einen der Feuerhaken, die im Rathhause aufbewahrt wurden, und befestigte daran einen Zettel mit den Worten: „Wer sind die angekommenen Fremden? Der hochedle Rath verlangt's auf der Stelle zu wissen." Dieses Blatt reichte er über das Gäßlein hinüber.

Die Dirne wunderte sich, als der lange Bote zum Fenster herein kam. Sie nahm ihm das Papier ab, lief damit fort, kehrte bald zurück, und heftete ihm, da er indessen auf Antwort gewartet hatte, ein anderes Blättchen auf die eiserne Nase. Packer zog es zu sich herüber, und fand von der Hand des Gastwirths darauf geschrieben: Ein Nabob aus Indien, mit

Gefolge." Vergnügt übergab er diesen Bericht seinen Gebietern.

„Ein Nabob aus Indien!" — rief der Bürgermeister mit Verwunderung aus, und sah einige Minuten lang starr auf den Zettel. Als er nun endlich sattsam überzeugt war, daß er von seinen Augen nicht getäuscht werde, hielt er eine etwas verworrene Vorlesung über die Nabobs, mit welchen er in verschiedenen Reisebeschreibungen eine flüchtige Bekanntschaft gemacht hatte. Er rühmte besonders mit ehrerbietigen Worten ihre großen Reichthümer, und sagte zuletzt: „Sehen Sie, meine Herren, so verwandelt sich unsre Angst in Freude! An Menschenfresser ist nicht weiter zu denken; und bleibt der hohe Fremdling auch nur vier und zwanzig Stunden hier, so wäre der Gastwirth ein Dummkopf, wenn er ihm nicht eine solche Rechnung machte, daß die uns schuldigen Pachtgelder davon bezahlt werden können."

---

## Zweites Kapitel.

### Der Magistrat in neuer Angst.

Indem der Bürgermeister diesen Hoffnungsstrahl in die leere Kämmerei-Kasse fallen ließ, schrie der Rathsdiener, der indessen den Gasthof beobachtete, aus Leibeskräften: „Sie kommen! sie kommen!“

Der Magistrat sprang an die Fenster, und sah mit großen Augen, daß sich eben ein wunderbarer Aufzug aus dem Gasthofe heraus bewegte, und seine Richtung nach dem Rathhause nahm. Voran ging ein Mohr mit gezogenem Säbel; ihm folgte ein hochgewachsener, stattlicher Mann, in reicher asiatischer Kleidung; diesem traten ein Paar von Silber strotzende Bedienten auf der Ferse nach, und zwei andere Mohren schlossen mit entblößten Schwertern den Zug, der mit feierlichen Schritten über das Gäßlein herüber kam, und ins Rathhaus hinein ging.

„Himmel! was soll das geben?“ rief der dicke Senator, und ward leichenblaß. Er riß, um sich zu verbergen, einen Schrank auf, worin abgepfändete Sachen aufbewahrt wurden; aber sein Riesenkörper fand kein Unterkommen darin. Fluchend fuhr er nun unter den

großen, mit einer tuchenen Schürze umhangenen Conferenztisch, und rief durch ein ansehnliches Mottenloch: man solle die Thür verschließen und verriegeln. Das geschah ohne Widerspruch; denn die gesammten Herren waren wieder muthlos geworden.

Kaum war der Riegel vorgeschoben, so dröhnte schon die Treppe unter den Fußtritten der furchtbaren Gestalten, und es ward rasch und gewaltig an die Thür geklopft. Mit bangen Gesichtern sahen sich die Rathsherren schweigend an. Der ungeduldige Klopfer machte sich nochmals laut. Jetzt gab sich der Bürgermeister ein heldenmäßiges Ansehen, als wollte er sagen: ich will und muß für die mir anvertraute Stadt eine große That thun! So trat er aus der Mitte seiner Amtsbrüder heraus, ging ein paar Schritte weiter nach der Thür hin, und fragte mit einem zitternden Tone: „Wer klopft draußen?"

„Ein Fremdling, der dem Magistrat dieser Stadt aufwarten will;" antwortete eine starke, doch freundliche Stimme.

Der Bürgermeister ward muthig, als er unerwartet Deutsch sprechen hörte. Er griff nach dem Riegel, um die Thür zu öffnen. Da brach Herr Trottel eilig unter dem Tische hervor, zog ihn am Aermel von der

Thüre zurück, und bat leise, sie nicht so unvorsichtig aufzumachen, sondern vorher darauf zu bestehen, daß sich die Mohren entfernen und in den Gasthof zurückkehren müßten. Dieser Warnung gab der Bürgermeister geneigtes Gehör, und rief durch das Schlüsselloch: „Magistratus wird nicht anstehen, den ehrenhaften Besuch zu empfangen; da aber Wehr und Waffen, nach alter Sitte und Gewohnheit, an Gerichtsstätten nicht üblich sind: so wird geziemend gebeten, die schwarzen Gewappneten abziehen zu lassen."

„Sehr gern!" war die Antwort. Man hörte auch sogleich das Getümmel des Rückzuges auf der Treppe, und sah das ganze, aus fünf Personen bestehende Gefolge über das Gäßchen hinüber in den Gasthof zurückgehen. Es wartete mithin nur noch der asiatisch gekleidete Mann vor der Thüre; und da man mit Diesem, wenn er sich allenfalls ungebührlich bezeigen sollte, fertig zu werden glaubte, so that man ihm ohne weiteres Bedenken die Thür auf, und er trat mit höflichem Anstand ins Zimmer.

„Meine hochverehrten Herren," hob er an, „ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie durch meinen Aufzug ein wenig erschreckte. Ich komme aus einem Lande, wo sich Männer meiner Art nicht anders öffentlich zeigen.

Fürchten Sie sich in Zukunft nicht vor meinen Leuten! Die Farbe des Teufels ist diesen Menschen angeboren, doch haben sie sonst nicht die geringste Eigenschaft von ihm, und ich stehe dafür, daß Ihnen und der ganzen Stadt kein Leid widerfahren soll."

Die Herren des Raths bedankten sich für diese erfreuliche Zusicherung.

„Ich bin ein geborner Deutscher," fuhr der Fremde fort, „und die Liebe zum Vaterlande erkaltete nicht in dem fernen Welttheile, wo ich über dreißig Jahre mich aufhielt. Das gute deutsche Land wieder zu sehen, war immer mein angenehmster Gedanke; doch meine Geschäfte jenseit des Meeres hinderten mich bis jetzt, diesen Lieblingswunsch auszuführen. Endlich gelang mir's. Ich bin gesonnen, mich am hiesigen Orte auf unbestimmte Zeit niederzulassen, und erbitte mir dazu Ihre obrigkeitliche Erlaubniß."

Dieses Gesuch aus dem Munde eines solchen Mannes kitzelte den Bürgermeister nicht wenig; aber seine unbegränzte Ehrfurcht gegen den Reichthum ließ keinen Uebermuth bei ihm aufkommen. Er versicherte mit unterwürfigen Worten und Geberden: es sey der Stadt Michelheim die höchste Ehre, einen so schätzbaren Gast in ihren Schooß aufzunehmen. Auch die übrigen Raths-

glieder ermangelten nicht, sich auf die höflichste Weise zu äußern, scharrten und kratzten aber dabei so laut mit den Füßen, daß man von ihren zierlichen Reden wenig verstand.

---

## Drittes Kapitel.

### Würden und Titel der hohen Häupter in Michelheim.

„Mein hochverehrter Herr," begann der Bürgermeister wieder, „darf ich mich wohl unterstehen, mir Dero werthen Namen und das Verzeichniß Ihrer Titel und Würden auszubitten? — Es ist ein beklemmendes Gefühl, wenn man vor einem Großen der Erde steht, und ihn nicht mit der gehörigen Titulatur anreden kann."

Der Fremde lächelte und sagte: „Ich legte mir in Indien, wo ich viel mit Engländern zu thun hatte, den bei ihnen gewöhnlichen Namen Richard bei, und führe ihn noch. Belieben Sie also, mich ganz schlicht und einfach so zu nennen. Ich habe weder Aemter noch Titel."

Der sämmtliche Rath sah ihn bei diesem Geständniß mit Verwunderung an, und dachte im Herzen: Nein, Gottlob! da sind wir doch andere Männer!

„Weder Aemter noch Titel?“ — wiederholte der Bürgermeister. „Ei, das ist ja ganz unmöglich! — Auch hat Sie uns der Gastwirth als einen Nabob gemeldet.“

„Das haben vermuthlich meine Bedienten seiner forschenden Neugier aufgeheftet;“ erwiederte der Indier. „Es bleibt dabei, Sie nennen mich Richard! — Ich aber bitte, mich mit Ihren Namen und Ehrenämtern sammt und sonders bekannt zu machen.“

Wie eine Compagnie Soldaten, die ohne alle Ordnung vor des Hauptmanns Quartiere stand, sich schnell in Reihen und Glieder stellt, wenn der Feldwebel ihre Namen verlesen will: so traten jetzt die Rathsherren nach ihrem Range neben einander. Der Bürgermeister nahm den ihm gebührenden Platz an der Spitze ein, und fing, um seiner Würde nichts zu vergeben, bei seiner eigenen Person an: „Ich bin der regierende Bürgermeister Felden —“

„Felden?“ — unterbrach ihn der Indier hastig, und that einen Schritt vorwärts, als wollte er ihn umarmen. Er zog sich aber sogleich wieder zurück, legte

die Hand an den Kopf, klagte über einen Anfall von Schwindel, und bat fortzufahren.

„Ich bin also," sagte Herr Felden, „der regierende Bürgermeister, und war vormals **Medicinae et Chirurgiae Practicus** allhier, nahm aber die Doctorwürde nie an, weil ich mir aus dem leidigen Titelwesen nichts mache. Ich zog mich auch vor mehrern Jahren ganz aus diesem Fache zurück, und widme jetzt meine ganze Thätigkeit einzig und allein den Regierungsgeschäften."

Der Indier bezeigte durch höfliches Kopfnicken seinen Beifall.

Herr Felden wandte sich hierauf zu der Reihe seiner Amtsgenossen, deutete mit der Hand auf den Flügelmann, einen sehr langen, winddürren Herrn, und sagte: „Ich habe die Ehre, Ihnen hier den Herrn Stadtrichter, Stadthauptmann, Postverwalter, auch Stadtsteuer- und General-Consumtions-Accise-Einnehmer Schneppe vorzustellen."

„Nicht minder Kriegs-Contributions-Kassen-Controlleur!" setzte Herr Schneppe selbst hinzu, weil der Namenherold diese — wollte Gott entbehrliche! — Ehrenstelle vergessen hatte.

Der Indier verbeugte sich vor dem titelreichen Manne,

und die Reihe kam nun an den dicken Rathsherrn, der neben dem dürren Stadtrichter stand, wie ein ungeheures Faß, an welches eine Hopfenstange gelehnt ist.

„Hier sehen Sie,“ sagte der Bürgermeister, „den Senior unsers Collegiums, den Herrn Rathmann Trottel, der längst an meiner Stelle walten könnte, wenn er sie nicht aus Bescheidenheit — oder Bequemlichkeit — ausgeschlagen hätte. Ein Bürgermeister hat freilich alle Hände voll zu thun, muß immer bei Tag und Nacht auf dem Platze seyn, und das wäre denn allerdings diesem guten Herrn, dem seine täglichen Mahlzeiten trefflich gedeihen, allzu beschwerlich geworden. Dessen ungeachtet ist er nichts weniger als unthätig, sondern hat außer seiner Rathsstelle noch verschiedene Aemter und Aemtchen. Er ist Marktherr, Inspector des Kuttelhofs und der Fleischbank, und verpflichteter Bierkoster: denn auf gutes Bier halten wir sehr. — Auch stehen nebenbei noch die Ziegen-, Schweine- und Gänsehirten und der Nachtwächter unter seiner besondern Aufsicht.“ — Hier hielt der Bürgermeister inne, sann einen Augenblick nach, und wandte sich dann an den Dicken mit der Frage: „Haben Sie sonst noch ein Amt?“ —

„Gottlob, nein!“ antwortete Herr Trottel, und rieb sich mit zufriedenem Lächeln die Hände.

Der dritte und letzte Mann in der Reihe zeichnete sich durch eine Stutzperücke und halbgeistliche Kleidung aus. „Das ist der Herr Senator, Magister Gabriel!“ sagte der Bürgermeister. „Dieser Ehrenmann war vordem Candidat der Theologie, entsagte aber der Kanzel, um als obrigkeitliche Person in seiner Vaterstadt Nutzen zu stiften. Das thut er auch, wie ich ihm ins Angesicht sagen muß, auf die rühmlichste Weise. Er hat bei uns das geistliche Departement: ist Schulinspector, Kirchenvorsteher, Organist —“

„Et caetera!“ fiel der Magister geschwind ein, weil er nicht erwähnt haben wollte, daß er auch in der Kirche mit dem Klingelbeutel herum ging, und deßhalb den Titel Klingelherr führte.

„Aus diesen wenigen Personen,“ fuhr der Bürgermeister fort, „besteht dermalen unser Collegium. Einen werthen Amtsbruder, den Herrn Proconsul Silberling, der zugleich das Brandschaden-Versicherungswesen, nebst der Fleisch-, Trank- und Mahlgroschen-Steuer, unter sich hatte, trugen wir heute vor vierzehn Tagen mit Thränen zu Grabe. Außer uns gehört aber noch ein Protokollführer zur Rathsstube.

Das ist pro tempore der Herr Stadtsecretarius Kreisel, dem wir, wegen seiner Meriten, diesen wohlklingenden Titel beigelegt haben: denn seine Vorfahren hießen nur Stadtschreiber. Er ist ein hochgelehrter Mann, und daher unser Archivarius, auch Oberaufseher und Censor der hiesigen öffentlichen Leihbibliothek, die erst vor wenigen Jahren errichtet wurde, aber bereits zu dreihundert Bänden angewachsen ist. Ich bedauere, daß er sich eben heute aúf einer ländlichen Hochzeit befindet: Sie hätten sonst ein nettes Männchen kennen gelernt, das unserer Stadt in der That viel Ehre macht. Herr Kreisel hat nicht nur als Jurist Haare auf den Zähnen, sondern ist auch ein galanter Poet, und verdient, so viel meine prosaische Wenigkeit beurtheilen kann, vollkommen den Lorbeerkranz, womit er im vorigen Jahre von der Universität ** feierlich zum Dichter gekrönt wurde. Er hat einen ausgebreiten Ruf. Es werden oft aus einer Ferne von zehn bis fünfzehn Meilen Gelegenheitsgedichte von ihm verschrieben, und Stück für Stück mit einem Reichsthaler honorirt. Ja, es sind einige Mal sogar, wie der Herr Stadtrichter, als Postverwalter, bemerkt hat, Ducaten eingegangen. Wir selbst haben ihm, um uns als Gönner und Beschützer der Musen zu zeigen,

für seine **nomine Senatus** gefertigte Trauerode auf den betrübten Todesfall des seligen Proconsuls, einen vollwichtigen Holländer aus der Stadt-Kämmerei zufließen lassen. Es war aber auch ein göttliches Gedicht! Es enthielt vom Anfang bis ans Ende ein sinnreiches Spiel mit dem Worte S i l b e r. Ich will Ihnen zur Probe einige Strophen, die mir noch im Gedächtnisse haften, mittheilen.

O S i l b e r l i n g, du Greis mit S i l b e r haaren,
Weh uns, daß schon dein Weg gen Himmel geht!
Du galtst uns mehr als all' die Gold- und S i l b e r barren,
Woraus des Moguls Schatz besteht.

Für dreißig S i l b e r l i n g e war vor Zeiten
Judas bereit und willig zum Verrath:
Doch S i l b e r konnte dich zur Untreu nicht verleiten,
So wenig als das Gold es that.

Dein Herz war eine reiche S i l b e r grube
Vollhaltiger, gediegner Redlichkeit;
An deren Statt uns ach! so mancher böse Bube
Der Falschheit Katzen s i l b e r beut.

So geht's noch in zwanzig Strophen fort, und Sie werden mir einräumen, daß es ein Meisterstück ist."

„Ich glaube das Ihnen auf's Wort!" sagte Richard: „Denn ich selbst verstehe nichts von der Poesie."

„Sie scherzen!" rief der Bürgermeister. „Ueber eine Hand voll Verse kann wohl Jeder urtheilen, und es urtheilt auch Jeder. — Ich für meine Person finde jenes Gedicht vortrefflich. Der einzige Reim Haaren und Barren wird hin und wieder gemäkelt, und man hört oft bei dieser Gelegenheit das gemeine Hohnwort: Reime dich oder ich fresse dich! — Mir aber dünkt der angefochtene Reim eine verzeihliche Licentia poetica, die dem genialischen Produkte eben so wenig Abbruch thut, als ein unbedeutender Sommerfleck das Gesicht eines jungen, schönen Mädchens entstellt."

---

## Viertes Kapitel.

### Genealogische Nachrichten.

Das angenehme Gleichniß, dessen sich der Bürgermeister bediente, erinnerte den Indier an ein wunderliebliches Gesicht, das er bei seiner Einfahrt in die

Stadt an einem Fenster entdeckte. Da er auf dergleichen Erscheinungen aufmerksam war, so hatte er die Gegend und das Haus scharf ins Auge gefaßt. Er beschrieb sie dem Bürgermeister, und fragte, wer dort wohne.

„Das könnte ich Ihnen sagen,“ antwortete Herr Felden, „wenn Sie mir auch die örtliche Lage des Hauses nicht so genau angegeben hätten. Michelheim ist an schönen Mädchen, besonders in den höhern Ständen, nicht sonderlich reich: diesen Mangel ersetzt uns aber gewisser Maßen eine wahre Huldgöttin, und eben diese haben Sie gesehen. Sie ist die Tochter des invaliden Hauptmanns von Roggenburg, der mit zwei gesunden Beinen in den Krieg zog, aber mit hölzernen zurück kam, und seitdem die hiesige Stadt zu seinem Aufenthalt gewählt hat.“

Richard fragte: ob der Hauptmann gesellig sey, und ob er wohl von ihm einen Besuch annehmen würde.

Das leide keinen Zweifel, sagte der Bürgermeister, denn Roggenburg sey ein heiterer alter Knabe, dem weder die Verstümmelung seines Körpers, noch seine Dürftigkeit den geringsten Mißmuth abnöthigen könne. Aber Fräulein Elise, seine Tochter, habe ihr Köpfchen für sich, und sey bei den übrigen Damen der

Stadt nicht sonderlich beliebt, weil sie wenig mit ihnen umgehe, und sich küger dünke als die verständigsten Matronen des Orts. Sie weiche auch den Männern mit abschreckender Sprödigkeit aus: nur ein einziger junger Fremdling, der ihr Verlobter seyn solle, genieße des beneideten Vorrechts, bei ihr Zutritt zu haben.

Richard hörte diese Nachrichten mit scheinbarer Gleichgültigkeit an, und fragte nach den Familien der Herren Rathsverwandten.

„Ich," antwortete der Bürgermeister, „habe ein sehr braves Weib, aber unsere Ehe war nie mit Kindern gesegnet. — Der Herr Stadtrichter ward vor einigen Jahren in den Wittwerstand versetzt, und hat ebenfalls keine Pfänder der Liebe aufzuweisen. — Herr Senator Trottel hingegen erfreut sich zweier liebenswürdigen Töchter, die ganz ihrer noch lebenden trefflichen Mutter nacharten. — Aber der Herr Senator und Magister Gabriel ist ein hartnäckiger Hagestolz, der seine Brust — wie einsmals unser gekrönter Dichter von ihm sang — mit einem dreifachen Panzer umgeben hat, und alle Pfeile des Liebesgottes davon abgleiten läßt. Der schalkhafte Poet ist zwar auch noch unverheirathet, sein Herz steckt aber so voll von

Liebespfeilen, daß er dem Igel gleicht, deß Haut voll Stacheln ist." —

Er schlug selbst über diesen wohlgerathenen Abcbuchswitz ein freudiges Gelächter auf, und seine Collegen stimmten tapfer mit ein.

„Wir müssen uns näher kennen lernen, meine Herren!" sagte Richard. „Haben sie die Güte, mit Ihren Gemahlinnen und Töchtern diesen Abend bei mir im Gasthofe zu speisen."

Sie versprachen insgesammt, sich gehorsamst einzustellen. Richard nahm Abschied; sie begleiteten ihn die Treppe hinab, und eilten nach Hause, um die wunderbare Begebenheit zu verkünden und sich zum Schmause zu rüsten. Unter Weges warf Magister Gabriel die Frage auf: was wohl den fremden Millionenbesitzer bewegen möge, sich in Michelheim niederzulassen. „Ei, was denn sonst, als die Anmuth unserer Gegend!" rief der Bürgermeister, und die Uebrigen gaben ihm völlig Recht. So glaubten die ehrlichen Leute, daß ein Mann, der dreißig Jahre lang in Hindostan, dem üppigen Wunderlande, gelebt hatte, nach Michelheim gekommen sey, um hier bis an die Knie im todten Sande zu waten.

## Fünftes Kapitel.

### Ein feierlicher Aufzug.

Die Frau Bürgermeisterin, deren Geiz stadtkundig war, hörte kaum aus dem Munde ihres Gemahls, daß sie beide zu Gaste geladen waren, so klatschte sie frohlockend in die Hände und sagte: „Das ist schön, liebes Männchen! Nun fasten wir diesen Mittag, damit wir auf den Abend desto mehr essen können.“

Hiermit lief sie, ohne seine Einwilligung abzuwarten, in die Küche, hob den Fleischkessel (der aus Furcht vor der Naschhaftigkeit des Dienstmädchens mit einem Vorlegeschlosse versehen war) vom Dreifuß ab, und goß das Feuer aus.

Herr Felden hörte das Zischen der kämpfenden Elemente, und schüttelte mißmüthig den Kopf: denn es hungerte ihn. Er regierte die ganze Stadt, war aber in seinem Hause ein so zahmer Sclav, daß er es nicht wagte, sich ein Butterschnittchen auszubitten. Zum Glück übersandte ihm ein Bäcker, der an diesem Tage die Semmeln schändlich klein gebacken hatte und deßhalb Klagen besorgte, für einige Groschen Waare von gesetzmäßiger Größe, um nöthigen Falles einen

geneigten Richter zu haben. Diese Bestechung geschah unter vier Augen, indem sich die Frau Bürgermeisterin eben in der Küche befand. Da sie also die ankommenden Semmeln nicht sogleich zählen konnte, so machte die Gelegenheit einen Dieb, und das war er, der die Geißel anderer Diebe seyn sollte, der Herr Bürgermeister. Er brachte mit möglichster Behendigkeit ein paar Semmeln auf die Seite, und verzehrte sie auf dem heimlichen Gemache, das in dergleichen Nothfällen sein gewöhnlicher Schlupfwinkel war.

In den Häusern der übrigen Rathsglieder wurden zwar keine Fasten gehalten, doch aß Herr Trottel nicht mit dem gewöhnlichen Wohlbehagen, weil seine Frau und Töchter unterlassen hatten, an die zubereiteten Speisen die letzte Feile zu legen. Sie waren mit dem Putz, den sie auf den Abend tragen wollten, so sehr beschäftiget, daß sie Pfeffer und Salz, Muscate und Gewürznägelein darüber vergaßen. Der alte Herr knurrte. Man tröstete ihn auf die Genüsse des Abends. „Ei was!“ sprach er: „mein Magen hält sich an die Gegenwart, und bringt ihm die Zukunft was Gutes, so weiß er auch damit fertig zu werden.“

Nach Tische flogen Eilboten hin und her, um sich über die Zeit, wenn man bei dem Indier zur Tafel

gehen wolle, zu vereinigen. Die Mehrheit der Stimmen hielt die siebente Stunde für die schicklichste. Der hungrige Bürgermeister war der Erste, der diesen frühen Termin in Vorschlag brachte. Damals ging das allenfalls noch an; doch heutiges Tages hätten sie wahrscheinlich den Herrn, bei dem sie zu Abend speisen wollten, um sieben Uhr noch bei der Mittagstafel gefunden.

Es ward auch beliebt, daß man sich im Hause des Bürgermeisters versammeln und von dort aus einen feierlichen Zug in den Gasthof anstellen wolle. Die Herren und Damen fanden sich abgeredeter Maßen ein. Schlag sieben Uhr reichte der Herr Stadtrichter der Frau Bürgermeisterin den Arm, und der Herr Bürgermeister der Frau Senatorin Trottel. Als man aber den Fuß aus dem Hause setzen wollte, erhob sich an der Thür ein freundschaftlicher Rangstreit. Der Stadtrichter, ein umständlicher Complimentarius, forderte den Bürgermeister auf, den seinem Range gebührenden Vortritt zu nehmen. Ueber diese Zumuthung entsetzte sich der Bürgermeister, und sagte: „Ei bewahre! es wäre gegen alle Ordnung und Sitte, aus meinem eigenen Hause zuerst zu gehen. Ich werde mir einen solchen Verstoß gegen die Regeln der Höflichkeit um

keinen Preis zu Schulden kommen lassen.“ — „Der Consul regens,“ erwiederte Herr Schneppe, „ist überall der Erste! Die ganze Stadt würde mich einen unverständigen und übermüthigen Mann schelten, wenn ich unserm verehrten Oberhaupte vorträte.“ — „Ich will es aber so!“ sprach Herr Felden: „Und als regierender Bürgermeister“ — setzte er scherzend hinzu — „verlange ich unbedingten Gehorsam.“ — „Allen Respekt!“ sagte der Stadtrichter mit einer tiefen Verbeugung. „Dawider läßt sich nichts weiter einwenden; und mein Schirm und Schild gegen den Tadel des Publikums ist die Ehre, die ich habe, der Frau Bürgermeisterin unterthäniger Führer zu seyn.“ —

Mit stolzen Hahnenschritten durchbrach er nun die Volksmenge, die sich vor dem Hause gesammelt hatte, um den Paradezug der hohen Herrschaften zu sehen. Einige empfindsame Zuschauer wurden durch jenen Wettstreit der Höflichkeit und Großmuth bis zu Thränen gerührt.

Der Bürgermeister hätte nun billiger Weise auch mit den beiden Rathsherren complimentiren sollen: es wäre aber daraus die Unschicklichkeit entstanden, daß die Frau Senatorin Trottel, die er am Arme führte, ihren beiden Töchtern hätte nachtreten müssen. Dieß weislich

erwägend folgte er dem Stadtrichter auf dem Fuße nach, doch unterließ er nicht, jenen Herren zuvor einige Artigkeiten zu sagen.

Das dritte und stärkste Glied bildete der eheſcheue Magiſter Gabriel, der ſich bequemen mußte, ein Paar runde, derbe Mädchen, die beiden Demoiſellen Trottel, zu führen. Das gab ein luſtiges Schauſpiel, worüber weidlich gelacht wurde.

Der Vater der beiden Schönen wackelte allein hinterher. „So geh ich am liebſten!" ſprach er. „Da drängt und treibt mich niemand; und werdet Ihr vorn von den Mohren angepackt und gefreſſen, ſo behalt' ich Zeit, mich aus dem Staube zu machen."

---

## Sechstes Kapitel.

### Das Gastmahl.

Die Wirthin des goldenen Faſſes war nicht als eine große Künſtlerin im Kochen und Braten berühmt; die Damen ließen daher über die Speiſen, zu deren Ge=

nuß sie eingeladen waren, im voraus eine scharfe Kritik ergehen. „Denken Sie an mich, Frau Gevatter!“ sagte Madame Trottel: „Der Braten wird entweder halb roh oder verbrannt seyn, denn die Mittelstraße weiß sie gar nicht zu treffen.“

„Sie haben Recht, liebe Frau Gevatter!“ versetzte die Bürgermeisterin. „Ich fürchte mich aber besonders vor dem Fische! Der ist immer so wenig gesalzen, daß ich mir fast einmal das Fieber an den Hals gegessen habe.“

„Ob's wohl Kuchen setzen wird?“ sagte Lieschen Trottel.

„Spitze doch darauf nicht den Mund!“ erwiederte Schwester Gretchen. „Es gibt doch höchstens nur einen trocknen Napfkuchen, und da muß man immer von einer Rosine zur andern eine Meile weit reisen.“

Unter diesen Gesprächen kamen sie an den Gasthof, und der dicke Mann im letzten Gliede sah mit Vergnügen, daß die Wachen von der Thür abgegangen waren. „Das ist eine Höflichkeit, die mir sehr gefällt!“ sprach er zu seinem Vordermann. „Ich weiß nun zwar wohl, daß die schwarzen Riepel keine Hannibalen oder Cannibalen sind: es wär' aber doch schauerlich, wenn man sich zwischen solchen wildfremden Teu=

felsgestalten, die noch dazu Schlachtschwerter in den Händen hatten, durchklemmen müßte. Ich glaube, meine Mädchen hätten laut aufgeschrieen, und wären nicht ins Haus zu bringen gewesen."

„O, schweigen Sie doch, Papa!" schnatterte Lieschen. „Wir fürchten uns wohl weniger als Sie! Wissen Sie noch, wie Sie neulich mit Zettergeschrei vor einer Maus davon liefen?"

Er wollte sich vertheidigen; doch das Wort starb ihm auf der Zunge, weil eben jetzt Herr Richard in einer viel prächtigern Kleidung, als er auf dem Rathhause trug, an der Thür erschien, um seine Gäste zu empfangen. Er begrüßte sie erst allgemein, bot dann der Frau Bürgermeisterin die Hand, und führte sie die Treppe hinauf. Diese Abtretung der Dame geschah von Seiten des Stadtrichters mit großer Feierlichkeit. Dann begab er sich ins letzte Glied, um es voll zu machen. Die bisherige Lücke war ihm den ganzen Weg entlang ein Aergerniß. Er hätte gern die ganze Welt mit Zirkel und Lineal in Ordnung gebracht. Alles mußte bei ihm, wie er zu sagen pflegte, nach der Tabulatur gehen.

Richard führte seine Gäste in ein Zimmer, dessen Pracht sie in Erstaunen setzte. Sie glaubten, in das

Prunkgemach eines Zauberers zu treten. Die Fenster waren, ungeachtet die Sonne noch schien, dicht verhangen, und die Wände, deren weiße Kalkfelder sonst Schmutz und Inschriften von Narrenhänden entstellten, mit Tapeten bekleidet. Ein Kronleuchter strahlte zwischen Blumengewinden von der Decke herab, und auf der Tafel brannten Wachskerzen, von silbernen Armen gehalten. In der Mitte derselben erhob sich aus einem Meere von Rosen ein Tempel von weißem, vergoldeten Porzellan. Sechserlei Wein blinkte in Flaschen von Krystall. Alles übrige Tafelgeschirr war von gediegenem Silber.

Die Herren und Damen rissen über das alles Mund und Augen weit auf, und erstarrten immer mehr, als die Mohren, strahlend von Gold und Silber, Speisen auftrugen, und sich dann, nebst andern nicht minder glänzenden Bedienten, an die Thür stellten, um zur Aufwartung bei der Hand zu seyn.

Richard hatte Mühe, die ganz versteinerten Bewunderer seines Reichthums zu den Stühlen zu bringen. Er bat, ohne Umstände Platz zu nehmen, weil das Rund der Tafel keine Beobachtung des Ranges gestatte.

Jetzt erhob der halbgeistliche Magister Gabriel seine Stimme, und sprach ein langes Tischgebet, worauf sich

endlich die Gesellschaft, mit vielen Knicksen und Bücklingen, auf ihre Stühle niederließ. Der Stadtrichter machte noch, der ungünstigen Tafelgestalt zum Trotz, einen Versuch, der Rangordnung ihr Recht anzuthun; aber Senator Trottel, der eben so ungern stand als er hungerte, warf sich auf den ersten besten Stuhl, und die Uebrigen folgten ihm nach. Sie griffen die zierlich gebrochenen Servietten nur mit den äußersten Fingerspitzen an, und wehklagten einstimmig: es sey Jammer und Schade, daß man so künstliche Gebäude zerstören solle. Es mußte endlich doch geschehen. Die Damen bewunderten den feinen englischen Damast; sie versicherten, noch nie ein so zartes Gewebe gesehen zu haben, und fragten nach dem Preise, den ihnen Richard leider nicht angeben konnte. Indessen waren die Herren beschäftiget, die Zipfel ihrer Tellertücher durch ein Knopfloch über der Brust zu ziehen, und mit einem niedlichen Schleifchen darin zu befestigen.

Die Suppe ward vorgelegt, aber die Gäste erlaubten sich nicht, davon zu kosten. Sie erwarteten die bei ihnen gewöhnliche dringende Nöthigung. Richard, der ohne Zaudern aß, bemerkte das nicht eher, bis er seinen Teller geleert hatte. Da sah er die übrigen noch alle voll, und brachte es endlich durch wiederholte Auf=

forderungen dahin, daß man zu den Löffeln griff. Das geschah mit der in Michelheim üblichen Zierlichkeit. Sie wurden hart am Ende des Stiels mit den Spitzen der drei vordern Finger gefaßt, und der kleine Finger hob sich in die Luft, als ob er indessen Wache stehen müßte. Eigentlich aber war er ein Diener der Eitelkeit, ein Leuchtthürmchen der Ringe, die so im Strahl der Lichter anmuthig spielten. Die Frauen Gevatterinnen nickten sich verstohlen zu, daß die Suppe vortrefflich sey. Dessen ungeachtet aßen sie kaum die Hälfte ihres Antheils: denn es war Sitte bei ihnen, daß auf jedem Teller ein ansehnlicher Ueberrest von Speisen liegen bleiben mußte. Es sähe ja sonst aus, sagten sie, als hätte man kein Brot zu Hause.

Die Tafel wurde nach und nach mit mannigfaltigen Gerichten besetzt, die meisten Theils den Gästen so fremd waren, daß sie solche weder zu nennen noch damit umzugehen wußten. Von einer Pastete aßen sie, zum Beispiel, nur den unverdaulichen Mantel; die köstliche Fülle verschmähten sie. Andere Leckereien rührten sie nicht an, weil sie zweifelhaft waren, ob sie deren Genuß mit dem Löffel oder mit der Gabel bewerkstelligen sollten. Sie konnten es nicht begreifen, wie die Wirthin des goldenen Fasses jetzt auf Einmal zu sol-

cher Küchenweisheit gekommen sey. Aber die ehrliche Frau war an allen diesen Wundern ganz unschuldig. Ein Küchenwagen, der während der Zeit, als sich Richard auf dem Rathhause befand, eingetroffen war, hatte einen französischen Koch mitgebracht, der, wie es schien, recht beflissen gewesen war, den guten Michelheimern eine Menge gesottener und gebratener Räthsel und Charaden vorzulegen.

Der Nachtisch steigerte ihre Verwunderung auf's höchste. Wie wurden die beiden Schwestern, die kaum einen rosinenarmen Napf= oder Aschkuchen erwartet hatten, überrascht und beschämt! Torten und anderes Zuckerwerk, die feinsten Früchte und Gefrornes, bedeckten die Tafel. Als die Eisgläser herum gegeben wurden, wollte sich niemand daran wagen. Aller Augen warteten, was der Wirth damit beginnen würde. Der Schalk sah, daß man auf ihn, wie auf die Bewegungen eines Flügelmanns, Achtung gab, und arglistig schob er einen hochgehäuften Theelöffel voll Eis in den Mund. Augenblicklich thaten es ihm acht Hände nach. Himmel! was gab's da für Gesichter! Die guten Leute hatten geglaubt, ein zahmes Milch= oder Mandelmüßchen vor sich zu haben, und fühlten nun plötzlich einen wilden, brennenden Schmerz auf der Zunge, als hätten

sie eine glühende Kohle eingeschluckt. Einige fuhren geschwind mit der Serviette nach dem Munde, und entledigten sich des tückischen Eisklumpens. Andere verschlangen ihn mit der Entschlossenheit eines Mannes, der Gift nimmt. Die Bedienten bissen sich die Lippen fast durch, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Bei dem allen stellte sich Richard blind, und aß fort. Aber gebrannte Kinder scheuen das Feuer; man ließ sich nicht weiter von ihm verführen.

---

## Siebentes Kapitel.

### Der Affe.

Die bestürzte Gesellschaft hatte kaum ihre beleidigten Zungen durch Wein und Confekt ein wenig zufrieden gestellt, als unvermuthet der ruhige Genuß dieser Süßigkeiten durch die Ankunft eines vierbeinigen Gastes gestört wurde. Dieser Gast war Richards Affe, der die Gewohnheit hatte, täglich beim Nachtisch zu erscheinen und seinen Theil zu empfangen. Er kam also

auch jetzt, sprang auf die Tafel, nahm in der Mitte derselben Platz, und begaffte die Fremden nach der Reihe. Sie saßen während dieser Musterung mäuschenstill, und enthielten sich jeder Bewegung, um ihn auf keine Weise zu beleidigen. Die beiden Mädchen sah er mit einer Art von Freundlichkeit an. Allen übrigen aber schnitt er Fratzengesichter. Das häßlichste bekam Herr Trottel, der sich nicht wenig darüber entsetzte. War die Kürbisgestalt seines Kopfes, oder die lockenreiche, stark gepuderte Perücke, oder das ziegelrothe Kleid, das er trug, dem Affen zuwider: wer weiß das? Er erklärte sich nicht deutlicher darüber, und eine Näscherei, die ihm sein Herr reichte, setzte ihn auch sogleich in bessere Laune.

Richard erzählte von seinem Liebling mancherlei Possen, und rühmte ihn, daß er nicht so hämisch sey, wie mancher andere seines Gelichters. Er forderte die Damen auf, sich mit ihm bekannter zu machen, und ihm ohne Furcht irgend etwas auszubieten. Die Frauen Gevatterinnen weigerten sich dessen mit widriger Gesichtsverzerrung, die, nach der Sitte des gemeinen Haufens, Ekel und Abscheu ausdrückte. Aber Lieschen Trottel hatte den Muth, ihm ein Stückchen Confekt in möglichster Ferne auf dem Fächer hinzulangen.

Er nahm es mit gebührender Artigkeit an. Gretchen that nun ein Gleiches, und ihr Wagestück gelang nicht minder. Das machte die Mädchen so beherzt, daß sie ihm nachher mit der bloßen Hand Zuckerwerk und Obst reichten, ihn streichelten und muthwillig neckten. Alle diese Vertraulichkeiten ließ er sich ruhig gefallen. Die übrige Gesellschaft erkühnte sich nun auch, ihn zu bedienen und zu beunruhigen. Sogar Herr Trottel gab ihm von hinten einen Klapps. Es sollte ein leichter, scherzhafter Schlag werden, doch die schwere Hand fiel zu derb auf. Der Affe nahm dieß übel, drehte sich schnell, sprang auf den Beleidiger zu, griff ihm mit beiden Vorderfüßen in die Perücke, und zerarbeitete sie unbarmherzig. Herr Trottel wehrte sich nicht, schrie aber, als wenn er am Spieße steckte. Richard, der eben nach einer andern Gegend des Tisches gesehen hatte und erst durch dieses Zettergeschrei den Zwist gewahr wurde, riß den Affen hinweg und zugleich dem Senator die Perücke vom Kopfe. Das erboßte Thier hatte sich fest darin verfangen, und gab sie nicht eher frei, bis es von seinem Herrn tüchtige Schläge bekam.

Die zerstörte Perücke ward, auf Richards Befehl, durch einen seiner Bedienten, der ein geschickter Haarkünstler war, wieder in den vorigen Stand gesetzt.

Der Kahlkopf flüchtete indessen in ein Nebenzimmer, und kam nach Verfluß einer Viertelstunde so stattlich und heiter zurück, daß sich jedermann darüber freute.

Er wollte, als die wohlgerathene Arbeit fertig war, die Mühe seines Kammerdieners mit einem Zehnkreuzer belohnen. Der stolze Mensch schlug aber das ansehnliche Geschenk aus; und als es ihm der dankbegierige Mann dennoch aufdrang, ließ er es heimlich, indem er ihm die Perücke von hinten zurecht rückte, in den Haarbeutel fallen. — Darin fand es, im Vorbeigehen gesagt, Madame Trottel, als sie des folgenden Tages das seidene Prachtstück wieder aufbewahren wollte. Dieser Fund nahm ihr einen Stein vom Herzen. Sie hatte, wie sie gewöhnlich that, das Taschengeld ihres Eheherrn nachgezählt, hatte den Zehnkreuzer vermißt, und über die eingestandene Verschleuderung desselben bereits tüchtig gezankt.

---

## Achtes Kapitel.

### Auftritt des gekrönten Poeten.

Als der Affe aus dem Zimmer verwiesen und der von ihm angerichtete Wirrwarr wieder in Ordnung gebracht war, machte der edle Wein, dergleichen man in Michelheim nie getrunken hatte, die speisende Gesellschaft, besonders die Ritter der Tafelrunde, beweglich und lustig. Sie stießen herzhaft mit den Gläsern zusammen, brachten den guten, alten Trinkspruch: Was wir lieben! und andere Gesundheiten aus, warfen sich allerlei lächerliche Schwachheiten und Gebrechen vor, und wetteiferten recht mit einander, den freundlichen Wirth mit drolligen Stadtgeschichten zu unterhalten. Da gab's Schnurren und Anekdoten vom Cantor Bierfreund, vom Rector Schnitzer, vom Advokaten Striegel, von der reichen Madame Bremse und andern. Das alles wurde mit einem Tone der Wichtigkeit erzählt, als wären die Helden und Heldinnen dieser Geschichten berühmte Leute, deren Namen und Thaten auf jedermanns Lippen schwebten, und folglich auch bis nach Ostindien gedrungen seyn müßten. Was den Erzählern, die von der ganzen

Welt nur ihren Geburtswinkel kannten, wichtig war, das sollte auch für den Mann, der die alte und neue Welt durchkreuzt hatte, einen anziehenden Reiz haben. Die Zeit ward ihm aber sehr lang, indem man sie ihm verkürzen wollte. Er ließ sich das Anfangs aus Höflichkeit gefallen; da jedoch die einschläfernden Novellen gar kein Ende nahmen, so sah er sich genöthiget, dieser Fluth einen Damm entgegen zu setzen. Er sprang in eine kurze Pause mit der Erklärung hinein: er liebe bei der Tafel Gesang; und, ohne die Zustimmung der Tafelgenossen abzuwarten, forderte er Lieschen und Gretchen auf, ihre lieblichen Stimmen hören zu lassen. Die Mädchen waren sogleich willig, und sangen die Lieder: Als ich auf meiner Bleiche ꝛc. — Mein Töffel ist ein Mann für mich ꝛc. — Blühe liebes Veilchen ꝛc. — und dergleichen mehr.

Jetzt erschallte plötzlich im Vorsaal eine vollstimmige Musik; die Thür flog auf, und mit zierlichen Tanzsprüngen, die durch ein Räuschchen zu entstehen schienen, hüpfte der Herr Stadtsecretair Kreisel herein. Alle erstaunten über diese unerwartete Erscheinung. Richard erhob sich vom Stuhle, der Dichter stellte sich vor ihn hin, und redete ihn aus dem Stegreif folgender Maßen an:

„Ich komme sporenstreichs herein vom Lande,
Da drang am Thor der Ruf mir in die Ohren,
Es habe sich ein Herr von hohem Stande,
Mit einem glänzenden Gefolg von Mohren,
In unser kleines Michelheim verloren,
Und habe stracks den Magistrat in Gnaden
Zu einem herrlichen Bankett geladen.
Ich schmeichle mir, daß ich der hohen Ehre,
Hätt' ich auf meinem Posten mich befunden,
Unfehlbar auch gewürdigt worden wäre:
Drum ist mir alle Furcht sogleich verschwunden,
Mich frei und eigenmächtig einzustellen,
Und zu den werthen Gästen zu gesellen."

„Sie sind mir sehr willkommen!" sagte Richard. „Ihre poetische Anrede macht mich, ohne Fragen nach Ihrem Namen, mit Ihnen bekannt. Ich habe schon von diesen Herren gehört, daß Michelheim das Glück hat, einen gekrönten Dichter zu besitzen."

„Ja, ich trage den Lorbeer;" versetzte der bescheidene Mann, „aber leider muß der prosaische Stadtsecretair den gekrönten Dichter ernähren."

„Ein wahres Glück!" fiel der Bürgermeister ein. „Es wäre sonst mit dem poetischen Muthwillen des jungen Herrn nicht auszuhalten. Ist das nicht gleich ein Geniestreich, daß er sich selbst ohne Umstände hier

zu Gaste bittet? Und die Musikanten hat er wohl auch mitgebracht?"

„Allerdings!" erwiederte Herr Kreisel. „Sie kehrten mit mir von der Hochzeit zurück; und da wir am Thore die Kunde vernahmen, daß im goldenen Fasse ein vornehmer Fremdling angekommen sey und sich die ehrwürdigen Väter der Stadt bei ihm zur Tafel befänden, so führte ich die Spielleute hierher, damit sie durch ihre Kunst das Fest verherrlichen möchten."

„Er spricht doch wie ein Buch!" sagte der Bürgermeister halblaut zu seinen Nachbarn.

„Ein mäßiges und sogar zweideutiges Lob!" rief ihm Kreisel mit Hohnlächeln zu: „Denn viele Bücher sprechen sehr schlecht." —

Indem er diesen stolzen Hieb austheilte, küßte er den Frauenzimmern nach der Reihe die Hand, und begrüßte besonders Lieschen, die Dame seines Herzens, sehr traulich und zärtlich. Auch sie empfing ihn mit freundlicher Huld. Unter andern Vertraulichkeiten faßte sie ihn am rechten Ohrläppchen, zog an dieser Handhabe seinen Kopf zu sich herunter, und flüsterte ihm ins Ohr: „Wenn wir doch tanzen könnten!"

Herr Kreisel senkte schweigend sein Haupt, legte die rechte Hand an die Stirn, und winkte mit der linken,

ihn durch kein Gespräch zu stören. So stand er eine Minute lang in tiefem Nachdenken. Jedermann war neugierig, was der kreisende Berg für eine Maus gebären würde. Endlich drehte er sich schnell auf dem Absatz herum, wandte sich zu dem Indier, und sprach:

„Den Damen zuckt es in den Füßen,
Sie möchten gern die Tanzlust büßen.
Gestatten 's Ew. Herrlichkeit?
Die Musikanten sind bereit.“

„Ich hänge ganz von den Wünschen meiner lieben Gäste ab,“ antwortete Richard, und befahl seinen Dienern, den Saal des Hauses sogleich erleuchten zu lassen.

„Aber der Mensch, der Stadtsecretair, hat auch Einfälle wie ein altes Haus!“ sagte die Bürgermeisterin. „Wer soll denn tanzen? — Die beiden jungen Mädchen machen das Kraut nicht fett, und außer ihnen ist ja keine Tänzerin hier: denn ich und die Frau Gevatter Senatorin, wir schlarfen höchstens eine Polonoise.“

„O, die Frau Bürgermeisterin machen sich gar zu invalid!“ versetzte Kreisel. „Ueberdieß erbiete ich mich, wenn es unser Herr Wirth genehmiget, inner=

halb einer Stunde eine hinlängliche Anzahl rüstiger Tänzer herbei zu schaffen."

Richard gab ihm hierzu volle Macht und Gewalt. Aber der Herr Stadtrichter zog seine Uhr an einer ellenlangen Kette hervor und sagte: „Ich muß, Kraft meines Amtes, gegen den vorseienden Ball eine feierliche Protestation einlegen. Es fehlen nur noch sieben und eine halbe Minute, so schlägt die Glocke zehn, und es wird also wahrscheinlich Mitternacht, ehe und bevor der Ball, wegen der noch in weitem Felde stehenden Anstalten, beginnen kann. Folglich wird die ganze Nacht unfehlbar durchschwärmt. Sie wissen aber, Herr Stadtsecretarius, daß wir morgen eine wichtige Criminalsache abzuthun haben, und hierzu eines völlig ausgeschlafenen Verstandes bedürfen."

„Welche Criminalsache?" fragte Kreisel. „Der Herr Stadtrichter meynen doch wohl nicht etwa die unbedeutende Geschichte von der gestohlenen Gans?"

„Getroffen!" sagte Herr Schneppe. „Aber unbedeutend? — Ich finde das nicht, und es ist weder gut noch löblich, seine Amtspflichten auf die leichte Achsel zu nehmen.

Kreisel steckte den Wischer lachend ein, und versicherte: wenn er auch acht Tage hinter einander keine Minute

geschlafen hätte, so sey ihm dennoch nicht bange, den Gänsedieb an den Pranger zu bringen.

Dieser Trost schien den Stadtrichter zu beruhigen, und Kreisel flog nach der Thüre, um die nöthigen Tänzer zusammen zu rufen. Richard ersuchte ihn, vorher ein Glas Wein zu trinken. Aber der Bürgermeister mahnte ihn davon ab, weil er noch von der Hochzeit her mit einem Haarbeutel behaftet sey. Ueber diese Beschuldigung ward gelacht, und Richard, dem die sprichwörtliche Redensart vom Haarbeutel fremd war, fragte nach ihrer Bedeutung und Entstehung.

„Es gab" — sagte Kreisel so bestimmt, als wär' er dabei gewesen — „unter den Reichstruppen im siebenjährigen Kriege einen Küraßier-Major, der sich oft betrank, und dann lustige Streiche machte. Einsmals band er sich einen ungeheuren Haarbeutel ein, und kaum war es geschehen, so ward er zum General gerufen. Er stürzte sich in den Harnisch, vergaß aber den Haarsack abzulegen, und ward so der Stifter jener Redensart. — Auf mich aber paßt sie so wenig, daß ich allenfalls heute noch drei Flaschen den Hals brechen könnte, ohne in den Zustand des Haarbeutel-Helden zu verfallen."

Als sich Kreisel so verantwortet hatte, sprach er dem Champagner weidlich zu, und hörte nicht eher auf,

bis ihm Lieschen, die je eher je lieber tanzen wollte, das Glas aus der Hand nahm, und ihm ernstlich gebot, die versprochenen Tänzer herbei zu schaffen. Er schoß nun zur Thür hinaus, und der Bürgermeister sagte halb lachend, halb zürnend: „Das ist ein Tausendsapermenter!"

## Neuntes Kapitel.

### Der Querkopf.

Nach Verfluß einer halben Stunde, in welcher sich die guten Rathsherren selbst einen Haarbeutel zulegten, führte Herr Kreisel schon ein zum Balle geworbenes Paar ein. Es war der Herr Doctor Salm und seine Gemahlin. Der Doctor hatte bereits einige fünfzig Jahre auf dem Nacken, trug aber, wie ein zwanzigjähriger Modegeck, ein äußerst kurzes schwarzes Fräcklein mit breiten Schößen, das nur wie eine Weste mit Aermeln aussah, doch Anspruch machte, einen Rock vorzustellen. Eine Brille vor den Augen, goldne Ring=

lein in den Ohren, und — ein Stutzbärtchen, vollendeten den Narren. Auch an seinen Beinen befand sich eine Merkwürdigkeit. Sie bestand in einer sinnreichen Erfindung, die Stiefeln beständig staubfrei zu erhalten. Das bewirkten zwei sehr lange und dicke seidene Quasten, die von den Knien bis auf den Fuß herab hingen, und so bei jedem Schritte zu einer lebendigen Schuhbürste wurden, die nebenbei auch ein wenig die Straße fegte. Die Unschicklichkeit, sich in der Gestalt eines gestiefelten Katers zu einem Balle einzustellen, stimmte mit der gewöhnlichen Handelsweise des Herrn Doctors völlig überein. Er schwamm immer gegen den Strom, that alles zur Unzeit. Seine Thorheiten sind es werth, ihnen einige Blätter zu widmen.

Schon auf der Schule zeigte er sich als einen Querkopf, indem er dort unter jungen Sausewinden von vierzehn bis zwanzig Jahren die abgeschmackte Rolle eines Pedanten spielte. Er hieß Jakob Salm, nannte sich aber, wenn er nach seinem Namen gefragt wurde, nie anders als **Jacobus Salmius**. So wollte er auch im gemeinen Leben von seinen Mitschülern gerufen seyn, und nahm es sehr übel, wenn sie ihn nicht bei jeder Gelegenheit ins Lateinische übersetzten.

Die männliche Jugend hat überall einen natürlichen

Hang, sich in ihrer Kleidung und Benehmen ein kühnes, soldatisches Wesen anzueignen. Das war auch der Fall in der klosterartigen Schule, in welcher unser Jacobus erzogen ward. Ungeheure, hochaufgestülpte Reiterstiefeln, lederne Beinkleider, große dreieckige Sturmhüte, und steife Zöpfe, die durch Werg und andere nahrhafte Bestandtheile zur Dicke eines Zaunpfahls aufgefüttert wurden, waren allgemein beliebt, ungeachtet die traurige Schalaune *), die durchaus getragen werden mußte, sehr widrig dagegen abstach. Aber Jacobus Salmius, dem jene Renomistentracht, wie manchem Andern, ein Gräuel war, schweifte zu einer entgegengesetzen Uebertreibung hinüber: er trug einen sehr altväterischen leberbraunen Rock, gleichfarbige Beinkleider, schwarze Strümpfe und eine Beutelperücke, die ihm oft, wenn er sich durch Moralisiren unnütz machte, vom Kopfe gerissen ward und zum Fangball diente. Dieser unfreundlichen Tracht suchte er auch sein von Natur nicht heiteres und liebliches Gesicht anzupassen. Er legte es immer in finstere, vor dem Spiegel ein-

*) Dieses aus Scholana (nämlich Vestis) verkrüppelte Wort bezeichnet ein schwarzes Mäntelchen mit Armlöchern, jedoch ohne Aermel.

studirte Falten, und schritt dabei so steifbeinig und langsam einher, daß sich selbst die ernsthaften Lehrer bisweilen nicht enthalten konnten, über den jungen Affen des Alters zu lächeln.

Er aber buhlte gerade mit seiner Narrheit um ihren Beifall, und drängte sich allenthalben in ihre Nähe. Wenn, zum Beispiel, unter der Aufsicht eines Lehrers Spaziergänge außerhalb der Stadt gemacht wurden, und die muthige Jugend auf einem grünen Platze den Ball schlug und andere Leibesübungen vornahm, da zog Salmius ein lateinisches oder griechisches Buch aus der Tasche, und wandelte damit vor den Augen des Lehrers herum. Er las jedoch wenig oder nichts, sondern schielte nur über die Blätter hinweg, ob er von dem Manne, den er durch seinen heuchlerischen Fleiß blenden und täuschen wollte, bemerkt werde.

So lebte er, ohne sonderlich viel zu lernen, sechs Jahre auf der Schule, wie eine Eule, die mürrisch in ihrer Baumhöhle sitzt, indessen andere Vögel den Wald singend und fröhlich durchschwärmen. Er hatte keinen Freund: denn nur Gleich und Gleich gesellt sich gern, und ein Narr seines Schlages war nicht vorhanden. Wer mit ihm umging, that es bloß, um sich an seinen Thorheiten zu belustigen.

Als die Stunde seines Abzugs von der Schule gekommen war, lud er zehn oder zwölf dieser losen Vögel, die seine Freunde hießen, in ein öffentliches Gasthaus auf einen Valetschmaus ein. Sie gingen vergnügt dahin; aber Herr Salmius, den sie dort als geschäftigen Wirth zu finden glaubten, hatte schon eine ihm aufgestoßene Reisegelegenheit benutzt, war damit über alle Berge nach seiner Heimath gefahren, und ließ sich deßhalb bei seinen Gästen entschuldigen. Sie stutzten, und fragten sich: „Haben wir denn heute den ersten April?" Doch der Gasthalter führte sie in ein Zimmer, wo ein zierlich gedeckter und mit Wasserflaschen reichlich versehener Tisch für sie bereit stand. Sie setzten sich. Jeder fand unter seinem Gedeck einen sehr schön geschriebenen moralischen Sinnspruch, theils in lateinischer, theils in griechischer Sprache. „Das ist doch sonderbar!" sagten sie zu einander. „Sonst beschließt man mit Devisen die Tafel, und hier fängt sie damit an." Sie lasen sich die kalten Sentenzen vor, und waren von Minute zu Minute einer warmen Suppe gewärtig. Doch sie kam nicht. Nach langem geduldigen Warten erging eine Mahnung an den Gastwirth, die Speisen auftragen zu lassen. Er aber versicherte: es sey nichts weiter für sie bestellt, als was

sie bereits auf dem Tische gefunden hätten. Das waren, wie gesagt, einige Flaschen mit Wasser. Die betrogene Gesellschaft erstaunte, lachte und fluchte durch einander, und mußte ihren Hunger auf eigne Kosten stillen.

Auf der Universität, wo Herr Salmius die Rechte studirte, blieb er sich völlig gleich. Er floh den Umgang mit Jünglingen, die sich als Jünglinge betrugen, und äffte in Kleidung und Sitten, sogar im bedächtlich langsamen Gange, den ältesten Professoren nach. Bisweilen gefiel es ihm, sich den Schein eines geschäftigen Sachwalters zu geben. Da nahm er einen großen Pack Papiere, die man für Gerichts-Acten ansehen sollte, unter den Arm, ging mit raschen Schritten auf's Rathhaus, trieb sich eine Weile auf den Treppen und in den Vorsälen herum, und schlich endlich zur Hinterthür wieder hinaus.

Zu anderer Zeit begab er sich in gemeine Tabaksschenken, setzte sich mit seinem Glase Bier unter die alten ehrbaren Spieß- und Pfahlbürger, und salbaderte mit ihnen sehr verständig von Krieg und Frieden.

Daß ein solcher Greis nichts mit der Liebe zu thun hatte, versteht sich von selbst. Er würdigte die artigsten Mädchen, die ihm begegneten, keines Blicks; und

sah er ein junges Frauenzimmer, das nach seinen Gedanken zu frei gekleidet war, so schüttelte er auf öffentlicher Straße murrend den Kopf. Einige seiner muthwilligen Bekannten machten sich bisweilen den unnützen Spaß, unter erdichteten Frauen=Namen Liebesbriefe an ihn zu schreiben, oder in Gesellschaften lustige Mädchen gegen ihn aufzuwiegeln: er blieb aber bei allen dergleichen Versuchungen so standhaft wie die alten Heiligen in den Legenden, und wehrte sich, wenn sie persönlich geschahen, mit heftigen Strafpredigten, die ungemein ergötzlich zu hören waren.

So abhold dem Frauengeschlechte lebte er, als prakticirender Rechtsgelehrter, bis in sein fünfzigstes Jahr, und setzte sein Bestreben, einen abgelebten Greis vorzustellen', immer eifriger fort. Er schleppte sich am Ende so matt und kraftlos herum, daß man mit seiner Altersschwäche wahres Mitleiden hatte, und ihm einen sanften und seligen Tod wünschte.

Aber auf Einmal ging, zum Erstaunen der ihn umgebenden Welt, eine wunderbare Verwandlung mit ihm vor. Er ließ sich, indem man schon von seinem bevorstehenden Begräbnisse sprach, plötzlich den Doctorhut aufsetzen, verjüngte sich wie ein Phönix, warf die Perücke weg, kräuselte sich einen modernen Tituskopf,

und trug neumodische Kleider, wie man sie nur von ausgemachten Fantasten tragen sah. Dabei lief er mit leichten, flüchtigen Schritten über die Straße, und sprach so muthig und keck wie ein bartloses Fäntchen. Bald darauf erschien er öffentlich Arm in Arm mit einer jungen, schönen, aber im Punkt der Sittlichkeit etwas anrüchtigen Dame; und indem man sich über diesen seltsamen Auftritt den Kopf zerbrach, machte er seine Verlobung mit ihr in den Zeitungen bekannt.

So war denn das Räthsel seiner Umschaffung und Wiedergeburt auf Einmal gelös't. Die Liebe, die er ein halbes Jahrhundert geflohen und gehöhnt hatte, nahm die grausame Rache an ihm, daß er sich noch in seinen alten Tagen, als ihr Sclav, lächerlich machen mußte. Ausgelacht zu werden, war ihm freilich nichts Neues. Er hatte jetzt nur das Thema verändert. Jung ein Greis, alt ein Jüngling! Wer konnte dergleichen widernatürliche Ziererein ohne Lachen ansehen?

Die Heirath ward vollzogen, und es verbreiteten sich bald aus dem Hause der Neuvermählten mancherlei lustige Sagen durch die Stadt. Man hörte, die Frau Doctorin sey von Anbetern umgeben, und ihr verjüngter Gemahl schätze es sich zur größten Ehre,

einen so schönen Lockvogel zu besitzen, und immer einen zahlreichen Hof von Verehrern in seiner Wohnung versammelt zu sehen. Die schmähsüchtige Welt der ansehnlichen Stadt, wo er sich aufhielt, neckte ihn unausstehlich. Es kamen eine Menge Spottlieder in Umlauf, und alle Nächte ward das bildliche Zeichen der Hahnreischaft an seine Hausthür gemalt oder ein Pasquill angeheftet. Diese satyrischen Geißeln trieben ihn endlich fort; er verlegte seinen Wohnsitz nach Michelheim, und hier trat die Frau Doctorin ernst und feierlich im Mantel der Tugend auf. Sie war die strengste Sitten= und Splitterrichterin des Städtchens, und predigte in jeder Gesellschaft über weibliche Zucht und Ehrbarkeit. Daher wunderten sich die Damen im goldenen Fasse nicht wenig, daß sie, die sonst einen so hohen Werth auf sich legte, jetzt in später Nacht, wie ein von der Straße herein gerufenes Dirnchen, zum Tanz erschien. Niemand sah sie gern kommen; besonders zitterten Lieschen und Gretchen wie Tauben, über welchen ein Stoßvogel schwebt.

---

## Zehntes Kapitel.

### Streitigkeiten und ein satyrisches Gedicht.

Bald nachher fanden sich mehrere Personen ein, die der Unternehmer des Balles zusammen getrommelt hatte. Die vorzüglichsten derselben waren ein Arzt und der schon einmal erwähnte Advokat Striegel, den die ganze Stadt hinter seinem Rücken „Herr Unmaßgeblich" nannte, weil er sich dieses Wort angewöhnt hatte, und es oft am unschicklichsten Orte in seine Reden einmischte. Er schrieb niemanden Maß und Ziel vor, und am wenigsten sich selbst bei seinen Sportelrechnungen, die zwar von dem Magistrat aus gevatterlicher Freundschaft unmaßgeblich gebilliget, desto maßgeblicher aber von den Urtheilsverfassern und höhern Gerichten auf das Drittel herabgesetzt wurden, wenn sie das Unglück hatten, zur Einsicht dieser gestrengen Herren zu kommen.

Der Arzt war ein noch sehr junger Mann, der erst anfing, den Tod zu bekämpfen, aber bis jetzt noch bei den meisten Gefechten den Kürzern gezogen hatte. Er war übrigens ein lustiger Gesell, und hatte ein recht feines Liebchen, das ihn begleitete. Auch der

Herr Sachwalter, der unmaßgeblich entschlossen war, nächstens in den Ehestand zu treten, brachte seine Braut mit. Sie hatte schon seit geraumer Zeit abgeblühet, und sah so finster aus wie ein verlorner Prozeß. Desto heiterer ging der Bräutigam an ihrer Seite: denn das feine Sümmchen ihres künftigen Einbringens konnte ihm kein Federstrich eines Urtheilsverfassers vermindern.

Herr Kreisel, dem man es lassen mußte, daß er Lebensart verstand, ersuchte den Indier, den Ball zu eröffnen, ungeachtet ihm darüber der Doctor mit den großen Stiefelquasten ein schiefes Gesicht zog, weil er sich, wegen seiner hohen akademischen Würde, für den Vornehmsten in der Gesellschaft hielt, und folglich zu der Ehre des Vortanzes mehr Recht, als der unbetitelte Fremdling zu haben glaubte. Richard, der dieses Mienengezänk nicht bemerkte, bot der Frau Bürgermeisterin zu einem polnischen Rundtanz die Hand. Eine neue herbe Beleidigung für den Doctor! Er hatte sich fest eingebildet, daß wenigstens seine Gemahlin dieses Vorzugs genießen würde. Darum setzte er sich mit ihr in einen Schmollwinkel, und beide schlugen alle Einladungen, sich an den Tanz anzuschließen, hartnäckig aus. Die Uebrigen durchkreis'ten ohne Ausnahme

den Saal. Selbst der Herr Senator Trottel hatte sich mit der grämlichen Braut des Rabulisten gepaart, und keuchte mühsam, doch fröhlich, in der Runde herum.

So bald der Tanz zu Ende war, sprang Doctor Salm trotzig auf, und führte seine Gemahlin an den Platz der Vortänzer, um mit ihr der Führer einer zweiten Polonoise zu werden. Aber der Stadtsecretär stellte ihm vor: der polnischen Nation sey ihr Recht geschehen; man könne sich, weil es schon spät sey, nicht länger bei ihr aufhalten, sondern müsse unverzüglich, den jungen Damen zu Gefallen, die raschen Tänze anderer Nationen vornehmen. „Wir beide haben noch nicht polnisch getanzt,“ versetzte der Doctor, „und will uns niemand folgen, so tanzen wir ein Solo.“ — Einige Paare wollten sich aus Mitleid anreihen, doch Kreisel wies sie durch einen verstohlenen Wink auf ihre Stühle zurück. Der Doctor wartete eine Minute lang auf Gesellschaft und Gefolge, und da jedermann ungehorsamlich ausblieb, stampfte er gewaltig mit dem Fuße, und donnerte gebieterisch den Musikanten zu: „Polonoise!“ — Sie ward aufgespielt, der Herr Doctor setzte sich, mit einem tiefen Reverenz gegen seine treue Ehehälfte, in Bewegung, stemmte

den linken Arm in die Seite, und schlenderte, den umhersitzenden Spöttern zum Possen, eine ganze Viertelstunde lang im Saale herum.

Indessen vertrieb sich Herr Kreisel die Zeit recht angenehm bei Lieschen und der Champagnerflasche, und wählte zugleich aus dem Taschenbuche zum geselligen Vergnügen einen englischen Tanz, den er mit seiner Geliebten aufführen wollte. Aber der ehrgeizige Doctor hatte dieselbe Absicht. Er stellte sich so nahe als möglich an ein Fenster, damit ihm niemand vortreten und ihn behindern sollte, von diesem Standpunkte den Tanz mit seiner Frau zu beginnen. Kreisel wollte sich nicht mit ihm zanken, aber dennoch sein Vorhaben durchsetzen. Er, ein sehr geübter Tänzer, hielt es für ein Leichtes, den ausgemachten Stümper in diesem Fache zu überwältigen und mit der Anordnung eines Tanzes früher als Jener fertig zu werden. Er trat daher mit seinem Mädchen unten an die Wand, den Fenstern gegen über, als sey er in Demuth entschlossen, die verhaßte Stelle des letzten Paares einzunehmen. So bald aber zwischen ihm und seinem Antipoden fünf oder sechs andere Paare eingetreten waren und eine Gasse gebildet hatten, warf er sich zum Häuptling auf, und übte sich schnell und

flüchtig mit seinen nächsten Nachbarn in den Touren eines Tanzes, den er aus dem Taschenbuche gelernt hatte. Doctor Salm that hurtig ein Gleiches; er war aber noch nicht mit Vorübung der ersten Tour zu Stande, als schon sein kühner Gegner bei voller Musik die Reihen durchflog. Der Doctor stürmte nun auch mit seiner Gemahlin drauf los, packte die Figuranten, die weder aus noch ein wußten, wie ein Bär, zerrte und schleuderte sie dahin und dorthin. Als er ungefähr zwei Minuten so gewüthet hatte, stieß er in der Mitte der Gasse mit seinem Gegenfüßler zusammen. Einer wollte den Andern in seinen Wirbel hinein reißen und ihn mit Gewalt sich unterthänig machen. Daraus entstand ein solches Gewirr, daß Beide, wie in einem Netze gefangen, still stehen mußten. Sie starrten einander mit blitzenden Augen an, sagten sich spitze Worte, und erhoben endlich sogar die Hände, um sich in die Haare zu fallen. Aber Richard eilte hinzu, trennte die Kampfhähne, versöhnte sie, und that den Vorschlag, künftig den Ehrenpunkt des Vortanzes durch's Loos zu entscheiden.

Das geschah; doch ordentliche und zierliche Tänze wurden dadurch wenig gewonnen. Das Glück war, wie gewöhnlich, der Dummen Vormund, und spielte

die Treffer des Tanzlotto's dem Doctor Salm und andern Pfuschern in die Hände. Kreisel, der einzige in der Gesellschaft, der einen Tanz geschickt anzustellen wußte, zog meistens eine Niete; und so ward die Lustbarkeit der ganzen Nacht von Hümplern verdorben.

Kreisel ertränkte seinen Verdruß in mancherlei guten Weinen, womit der Schenktisch überflüssig besetzt war, und rächte sich an dem Doctor durch folgendes Spottlied, das er auf der Stelle in seine Schreibtafel schrieb, und einigen Vertrauten vorlas.

Seht, behangen mit den Lasten
Seiner großen Stiefelquasten,
Tanzet dort, gleich einem Bären,
Ein in sich vernarrter Wicht,
Um das Sprichwort zu bewähren:
Alter hilft für Thorheit nicht.

Die ihn einst als Jüngling kannten
Sahen diesen Stockpedanten
Sich wie einen Greis gebaren,
Und gebückt am Stabe gehn;
Aber jetzt, mit grauen Haaren,
Läßt er sich als Springer sehn.

Lieber Himmel, hilf uns allen,
Daß wir nicht in Thorheit fallen,

Uns in Fächer einzupressen,
Die uns die Natur verbeut.
Laß uns nie des Spruchs vergessen:
Alles Ding hat seine Zeit!

---

## Eilftes Kapitel.

### Der große Neguz.

Während des Tanzes wurden, wie gewöhnlich, Erfrischungen herum gegeben. Dieses Geschäft verrichteten die Mohren, unter welchen sich einer durch seine schöne Gestalt und feine Manieren auszeichnete. Er war schwarz wie die schwärzste Nacht, hatte veilchenfarbene Lippen, die bei seiner Nation für eine besondere Schönheit gehalten werden, und war überhaupt in seiner Art ein netter, doch dabei starker und rüstiger junger Mann. Das schien vor allen Andern die Frau Doctorin Salm zu bemerken. Ihr Auge haftete lüstern auf dem schwarzen Herkules, und sie machte sich viel mit ihm zu schaffen. Sie forderte bald eine Schale Thee, bald ein Glas Wasser von ihm, und ließ sich

endlich sogar, da er fertig Deutsch sprach, in eine Unterredung mit ihm ein. Sie fragte, wie er heiße und wo er geboren sey.

„Mein Name ist Golo,“ sprach er, „und Abyssinien ist mein Vaterland.“

„Ach, Männchen, komm doch her!“ rief sie ihrem Gemahl zu, um ihn, da sie sich beobachtet sah, zum Deckmantel zu brauchen.

„Was beliebt meinem Mäuschen?“ fragte der zärtliche Gatte, im Herschreiten.

„Hast du's gehört?“ sagte sie: „Dieser junge Mann ist aus Abyssinien gebürtig.“

„So?“ sprach der Doctor, und setzte mit einem feierlichen Lehrtone hinzu: „Wird auch von Andern Habessynien genannt, und von einem Kaiser beherrscht, welcher der große Neguz heißt. Haben wir dieses gekrönte Haupt jemals gesehen?“

„Ich nicht,“ sagte Golo.

„Wir aber sehn ein gekröntes Haupt vor uns;“ zischelte Kreisel dem Advokaten ins Ohr. „Und ich wette, daß die vielen Kronen, die es schon trägt, nächstens noch mit einer schwarzen vermehrt werden.“

„Das glaub' ich unmaßgeblich selbst!“ versetzte Striegel, und schlug ein lautes Gelächter auf.

Die Doctorin merkte, daß über ihr Gespräch mit dem Mohren gewitzelt wurde, und brach es plötzlich ab, behielt sich aber vor, die angenehme Unterhaltung an einem schicklichern Orte fortzusetzen. Sie bat ihren Mann leise: er möchte doch den Mohren Golo einladen, des folgenden Tages gegen Abend zu ihnen zu kommen, weil sie gern von seinem Vaterlande und dem großen Neguz etwas Näheres erfahren möchte.

„Morgen gegen Abend?" sagte der Doctor. „Da geh' ich ja in den Clubb."

„Ach, daran dacht' ich nicht!" erwiederte sie. „Doch wie wär's, wenn du einmal dein gewöhnliches Spielchen versäumtest?"

„Nein, das darf ich, bei meiner Ehre! nicht;" sprach er. „Du weißt, ich habe vor acht Tagen einen Gulden gewonnen, und muß mich nun einstellen, um ihn allenfalls wieder zu verlieren. Aber bei dem Gespräche mit dem Mohren bin ich entbehrlich. Du kannst ihn allein examiniren."

Hiermit ging der gute Mann fort, um den Examinanden zu bestellen. Ehe ihm aber Golo, der immer ab und zu ging, in den Wurf kam, bedachte der grübelnde Rechtsgelehrte, daß es eine unbefugte Handlung sey, einen Diener zur Versäumung des Herrendienstes

zu verleiten, ohne den Herrn zuvor um Genehmigung zu ersuchen. Er wandte sich deßhalb zu dem Indier, der eben in der Nähe stand, und sagte mit lauter Stimme: „Wollen Dieselben wohl erlauben, daß Ihr Golo morgen des Abends ein Stündchen in meine Behausung komme, um uns von Afrika zu erzählen, und besonders die brennende Wißbegierde meiner Frau zu befriedigen?" —

Die Frau Doctorin, die kein gutes Gewissen hatte, wollte vor innerlichem Zorn bersten, als der unbesonnene Mann ihre zweideutige Wißbegierde wie ein Herold ausrief. Sie hustete ins Schnupftuch, um von dem Eindruck, den dieser einfältige Streich machte, nichts zu sehen und zu hören. Es ward auch wirklich ringsum gelacht. Nur Richard, dem der üble Ruf, in welchem die Frau Doctorin stand, unbekannt war, nahm die Sache ganz ernsthaft, und gestattete nicht nur den gebetenen Urlaub, sondern rief auch sogleich den Mohren herbei, und befahl ihm laut und öffentlich, sich des nächsten Abends bei der wißbegierigen Dame einzustellen, und ihren Wünschen bestmöglichst Genüge zu leisten.

Der anbrechende Tag erinnerte bald darauf die Ballgäste, sich heim zu begeben. Sie empfahlen sich mit

langwierigen Danksagungen, ungeachtet einigen Herren die Zunge so schwer geworden war, daß es ihnen nicht leicht wurde, viel Worte zu machen. Andere, denen der reichlich genossene Wein in die Füße geschlagen war, mußten von den Händen der Frauen die Treppe hinab geleitet werden.

---

## Zwölftes Kapitel.

### Dünkel und Selbstlob.

Herr Kreisel schlief nur ein paar Stunden, warf sich dann in sein Gallakleid, und eilte ins goldne Faß, um eine schwache, in jeder Hinsicht schwache Sammlung von Gedichten, die er kurz zuvor herausgegeben hatte, dem Indier zu überreichen. „Ich komme," sprach er, „Sie wegen der vielen Albernheiten, die gestern unter Ihren Augen vorfielen, um Verzeihung zn bitten. Ich achte mich vor allen Andern zu dieser Abbitte verbunden, weil ich es war, der den unseligen Ball, bei welchem sich verschiedene meiner Mitbürger lästig und lächerlich machten, in Anregung brachte."

„Das alles bedarf keiner Entschuldigung,“ sagte Richard. „Ich dank' es Ihnen vielmehr, daß Sie mir Gelegenheit gaben, einige Hauptpersonen dieses Orts, der für mich ein gewisses Interesse hat, früher kennen zu lernen, als es ohne Ihren glücklichen Einfall geschehen wäre.“

Es ward nun über den Geist der Kleinstädter im Allgemeinen gesprochen. Der Indier vertheidigte sie aus Höflichkeit. Kreisel hingegen äußerte sich auf eine absprechende Weise, die wir weder loben noch billigen können. „Jede kleine Stadt,“ sprach er, „ist ein Böotien, ein Sammelplatz beschränkter, langweiliger, und dabei auf's höchste von sich eingenommener Menschen. Das gilt, mit wenigen ruhmwürdigen Ausnahmen, von den Männern. Die Frauen und Mädchen — nun ja, die verstehen meistens ein gutes Stück Essen zu kochen und die Wäsche in Ordnung zu halten; das ist aber auch die ganze Summe ihrer Verdienste. Die Grazien der Weiblichkeit sind fern von ihnen. Findet man auch hier und da ein hübsches Gesicht, so ist's eine schöne hohle Larve, wie sie, nach einer alten Fabel, der Fuchs im Grase fand, und höchlich bedauerte, daß sie kein Gehirn habe. Eine solche geistlose Venus kann nur einem Böotier gefallen. Aber

der unerträglichste Hauptmakel der meisten Kleinstädterinnen ist die leidige, ihnen angeborene, unvertilgbare Klatschhaftigkeit. Das ist eine Schlange, die Jeden sticht. Der friedsamste und gutmüthigste Lebenspilger wird von ihr verwundet. Ich erfuhr das oft selbst, und rächte mich dafür vor einiger Zeit durch dieses Epigramm:

> Mit Rosen vergleichen der Dichter Gesänge
> Manch schönes Kind:
> Nur Schade, daß unter der Menge
> Viel Klatschrosen sind."

„Sie urtheilen sehr strenge!" sagte Richard. „Aber Sie nehmen doch wohl von dieser scharfen Rüge Ihre gestrige Tänzerin aus?"

„Ich bemühe mich, sie zu bilden," versetzte Kreisel. „Und ich hoffe, es wird mir gelingen, ihr Gemüth über die Gemeinheit ihrer Mitschwestern zu erheben."

„Auch andere werden nach und nach, durch dieses Beispiel aufgeregt, ihren Geist mehr anbauen; erwiederte Richard. „Es ist für jede kleine Stadt ein wahres Glück, wenn sich ein Mann von Geist und Geschmack in ihren Mauern befindet."

Der Poet eignete sich dieses Compliment durch eine

flüchtige Verbeugung zu, und sagte mit selbstgefälligem Lächeln: „Ja, einiger Geschmack wird mir sogar von unsern Böotiern zugestanden. — Ich bin ihnen oft ein Leitstern, wo sie ohne mich im Finstern tappen würden. Hiervon will ich nur einen lustigen Beweis anführen. Wir haben hier eine Leihbibliothek, die, wie alle Magazine dieser Art, Spreu und Körner durch einander enthält. Die meisten Leser sind, aus Mangel gelehrter Kenntnisse, in Verlegenheit, eine kluge Wahl zu treffen: sie greifen daher begierig und blindlings nach den Büchern, von welchen sie wissen, daß Ich sie gelesen habe. Das ist recht löblich; aber die Art und Weise, wie sie das erfahren, ist drollig. Ich habe nämlich die Gewohnheit, mir die Leihbücher, die ich lesen will, durch meinen Pudel holen zu lassen. Er ist so abgerichtet, daß er sogleich, wenn ich ihm ein Zettelchen unter das Halsband stecke, seinen Weg nach der Bibliothek nimmt. Der Bücherverleiher gibt ihm das verlangte Buch in den Mund, und er bringt's mir im Fluge. So drücken seine Zähne allen Büchern, die durch meine Hand gehen, einen Stempel auf, und ertheilen ihnen ein empfehlendes Ehrenzeichen. Jeder Lesekunde sieht scharf darnach, ob das Buch, dessen Titel ihn anlockt, zwischen den Zähnen meines

Nero gewesen ist oder nicht. Findet er die gesuchten Merkmale, so steckt er mit vollem Vertrauen, etwas Gutes zu lesen, das Buch in die Tasche. Andere Bücher hingegen, die mein Nero nicht gestempelt hat, will niemand. Der Verleiher sieht natürlicher Weise dergleichen Verwerfungen nicht gern, und handelt daher bisweilen wie ein falscher Münzer, indem er einem oder dem andern Buche, das er in Umlauf bringen will, Vertiefungen eingräbt, die ganz so aussehen, als hätte sie mein Pudel gemacht."

„Ei, das ist nicht Recht!" sagte Richard. „Diese Täuschung könnte den Ruf Ihres guten Geschmacks erschüttern, wenn er nicht so fest gegründet wäre."

„Ich tröste mich mit Andern, denen es noch schlimmer geht;" versetzte Kreisel. „Mancher Schriftsteller von Ruf muß sich gefallen lassen, daß Scribler, die weder Ruf noch Beruf haben, seinen Namen auf den Titel ihrer Machwerke setzen, und sie durch unlöbliche Buchhandlungen, die nicht bedenken, daß der Hehler so gut ist als der Stehler, öffentlich feil bieten." —

„Aber das Publikum läßt sich doch wohl nicht anführen?" fragte Richard.

„Ja, es ist so leichtgläubig!" antwortete Kreisel.

„Und entdeckt es auch den groben, auf seinen Beutel berechneten Betrug, so zürnt doch das fromme Schaf nicht im geringsten darüber.“ —

---

## Dreizehntes Kapitel.

### Die goldene Dose.

„Aber die hiesige Leihbibliothek,“ fuhr Richard einlenkend fort, „enthält vermuthlich eine beträchtliche Anzahl Werke, die weder mit ächten noch unächten Hundezähnen bezeichnet, und dennoch allgemein für vortrefflich anerkannt sind: ich meyne Ihre eigenen Schriften, Herr Stadtsecretair!“

„Omina mea mecum porto,“ sagte Kreisel. „Meine sämmtlichen Werke bestehen bis jetzt in diesem dünnen Bändchen Gedichte, das ich Ihnen hiermit zu überreichen die Ehre habe.“

Richard nahm das Musengeschenk freundlich an, blätterte ein Weilchen darin, und fragte: ob die Dichtkunst in Deutschland geschätzt und geliebt werde.

„Von edlen, hochherzigen Seelen allerdings! antwortete Kreisel. „Aber ihre Zahl ist leider sehr klein. Die Menge hingegen, die schlaffe, stumpfe Menge — unter welcher man auch Personen findet, die man nicht da suchen sollte — hat kein Gefühl für die Gaben der Musen. Homer, der göttliche, sang vergebens für diese Leute. Unwissend horchen sie, wenn irgendwo sein heiliger Name genannt wird. Sie ziehen dann wohl einen Gelehrten bei Seite, und fragen ihn: wer das Menschenkind sey, von dem so viel Aufhebens gemacht werde. Hören sie nun, daß vom Vater der Dichtkunst die Rede sey, so schweigen sie lächelnd, und denken in ihrem Herzen: ist das nicht ein Wesen um einen unnützen Mann!"

„So findet man also in Deutschland wahre Böotier?" sagte Richard.

„Sehr häufig!" rief Kreisel. „Denn ich behaupte mit Goethe:

— wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sey auch wer er sey. —

Der Malerei ergeht es nicht besser. Nur die Tonkunst wird geachtet, wird von den weichlichen, verzärtelten Deutschen fast überschätzt, und verschwenderisch

belohnt. Ich kenne reiche Leute, die das ganze Jahr lang kein Buch kaufen und den Leihbibliotheken keinen Groschen zollen, um die trefflichsten Dichter zu lesen: aber für eine Arie, die ihnen ein berühmter Sänger vorträgt, verschenken sie goldne Dosen und Demantringe. Das macht auch die Tonkünstler nicht wenig stolz! Sie betrachten sich überall, wo sie, mit dem Dichter vereint, ein Kunstwerk bearbeiten, als die Hauptperson; und das sind sie doch keinesweges! Sie übermalen gleichsam nur die Zeichnung des Dichters mit den Farben der Töne. Das ist besonders bei dem Singespiele der Fall. Aber wer bedenkt das? — Immer wird nur von der Musik gesprochen. Das Werk des Dichters kommt nicht in Betrachtung. Dafür rächen sich aber auch seit langen Zeiten die Dichter. Selten unterzieht sich einer von Bedeutung der danklosen Arbeit, eine Oper zu schreiben. Die Tonsetzer müssen daher meistens ihre Kunst an poetische Mißgeburten verwenden."

„Es ist zu beklagen, daß die schönen Künste nicht einiger und schwesterlicher zusammen leben;" sagte Richard, und bot dem Stadtsecretair aus einer goldenen Dose, welche Dieser längst im Stillen bewundert hatte, Tabak an.

Schnupfend rühmte Kreisel die Vortrefflichkeit des Tabaks.

„Bedienen Sie sich dessen," sagte Richard, „und nehmen Sie zugleich die Dose als ein Denkmal meiner Achtung und Freundschaft an!"

Mit freudigem Schrecken fuhr der Poet zurück, sprang aber schnell wieder vorwärts, nahm das Ehrengeschenk in Empfang, und sprach aus dem Stegreif:

„Erhabner Gönner, dieses Gold,
Das Deine Hand den Musen zollt,
Gibt meinen Geiste Flügel,
Und werde den gesammten Herr'n
Philistern und Böotiern
Ein öffentlicher Spiegel!"

„O, verschwenden Sie nicht so viel schöne Worte wegen dieser Kleinigkeit!" sagte der Indier.

„Nicht der Werth des Goldes entzückt mich," erwiederte Kreisel, „sondern das mir ganz neue Vergnügen, mein geringes Talent würdig anerkannt zu sehen. Ich werde das öffentlich in der Literatur=Zeitung unter der Rubrik „Ehrenbezeigungen" rühmen."

„Doch, wenn ich bitten darf, ohne Nennung meines Namens, der ohnedieß eine bloße Maske ist."

„Wie Sie befehlen! Ich werde meine Worte so stellen: Der Dichter Kreisel in Michelheim hat von einem kunstliebenden Ostindier, dem er seine Gedichte überreichte, eine prächtige goldene Dose zum Gegengeschenk erhalten.“

Diese Verkündigung mußte Richard genehmigen. Kreisel zog hierauf einen Wulst noch ungedruckter Gedichte aus der Tasche. Es stach ihn, wie alle Poetchen seines Gelichters, der Kitzel, sie vorzulesen. Richard aber bat sich dieses Vergnügen ein anderes Mal aus. Es lag ihm jetzt ein höheres Vergnügen im Sinne: er wollte den Hauptmann Roggenburg besuchen, um dessen schöne Tochter kennen zu lernen. Das gestand er frei, und entschuldigte sich damit. „Ah! vor dem Fräulein Roggenburg streicht meine Muse die Segel!“ sagte der Dichter, und empfahl sich behende.

---

## Vierzehntes Kapitel.

### Obrigkeitliche Berathschlagung über ein Volksfest.

Fröhlich eilte der Beschenkte ins Rathhaus, wo sich indessen die Rathsglieder schon versammelt hatten, und besonders der Herr Stadtrichter Schneppe mit Ungeduld auf ihn wartete, um die Untersuchung wegen der Gänsedeube vornehmen zu können. Er hatte sich auf eine Strafpredigt gefaßt gemacht, doch Kreisel ließ ihn nicht zum Worte kommen. Der Glanz der goldenen Dose und die Erzählung, wie sie sein Eigenthum geworden war, versteinerte augenblicklich die ganze Versammlung. Das Ehrengeschenk ging von Hand zu Hand, jeder nahm sich eine Priese, und wünschte ihm Glück zu der köstlichen Besitzung. Er selbst gewann dadurch bei ihnen einen höhern Werth; sie sprachen ehrerbietiger als gewöhnlich mit ihm; der Stadtrichter wagte nur schüchtern und mit leisen Worten, den Untersuchungs-Prozeß, der ihm auf dem Herzen lag, in Erinnerung zu bringen.

„Belieben Sie, mein werthester Herr College, noch einige Minuten damit Anstand zu nehmen!“ begann der Bürgermeister. „Ich habe vorher Ihnen und den

übrigen Herren Amtsbrüdern einen andern Gegenstand zur Berathschlagung vorzulegen. Es bedünkt mich nämlich durchaus nothwendig und schicklich, die ausgezeichnete Ehre, die uns gestern von dem Ostindier erwiesen wurde, fördersamst auf eine feierliche Art, und auf gemeinschaftliche Kosten zu erwiedern, damit wir uns nicht nur als höfliche Männer zeigen, sondern ihn auch durch Achtung und Liebe fesseln, einige Zeit bei uns zu verweilen, und durch seinen Aufwand unserer armen, nahrlosen Stadt ein wenig auf die Beine zu helfen."

Die sämmtlichen Rathsverwandten fanden diesen Vorschlag sehr weise, und erboten sich einstimmig zum Beitritt.

„Auch die übrigen Honoratioren des Orts, besonders diejenigen, die gestern mit bei dem Balle waren, dürfen wir billig zur Mitleidenheit ziehen;" fuhr der Bürgermeister fort. Er berührte diesen Punkt auf ausdrücklichen Befehl seiner wirthschaftlichen Frau, die ihre Einwilligung zu der beabsichtigten Gasterei nur unter dieser Bedingung gab, damit der auf jeden Kopf fallende Kostenbeitrag durch zahlreiche Beisteuern so viel als möglich vermindert werde. Es war überhaupt ein Wunder, daß ihr Geiz das kostspielige Vorhaben nicht in der Geburt erstickt hatte. Das wäre ohne Zweifel

geschehen, wenn sich der Indier nicht dadurch, daß er den ersten Tanz mit ihr tanzte, in Gunst gesetzt, und ihr einen so herrlichen Triumph über die Doctorin Salm, mit welcher sie in einem ewigen Rangstreite lebte, bereitet hätte. Den Rathsherren war die Vermehrung der Theilhaber und Bezahler ebenfalls willkommen, und der Stadtsecretair erhielt den Auftrag, deßhalb ein Umlaufsschreiben an den Doctor Salm und Consorten zu erlassen, auch einen Plan zu entwerfen, wie dieses Fest, das auf dem Schießplatze gegeben werden sollte, mit Geschmack zu veranstalten sey.

„Es muß ein allgemeines, fröhliches Volksfest werden," sagte Kreisel. „Dem deutschen Bürger fehlen dergleichen herzerfreuende Feste. Er setzt sich bei einem Glase Bier oder Branntwein in den Winkel eines Wirthshauses, kalmäusert einsam über sein Hauswesen, oder kannengießert mit einem Gevatter über Krieg und Politik. So umwölkt er sein Gemüth, anstatt es zu erheitern, und nimmer gewinnt er den Muth und die Freudigkeit, deren man bedarf, um das stürmische Meer des Lebens glücklich zu durchschiffen."

„Sehr wahr und schön gesagt, das muß ich bekennen!" rief der Bürgermeister mit wiederholtem Kopfnicken.

„Wenn demnach,“ hob der Stadtrichter an, „sothanes Fest den Charakter eines öffentlichen Stadt= und Bürgerfestes annehmen soll, so bin ich gesonnen, ein außerordentliches Scheibenschießen zu veranstalten, mich an die Spitze der Bürger=Compagnie zu stellen, und sie in Parade nach dem Schießplatze zu führen.“

„Ein vortrefflicher Gedanke!“ sagte der Bürgermeister. „Ich will denn auch meiner Seits nicht müßig seyn, sondern den hohen Gast, wenn er in unserer Mitte erscheint, feierlich empfangen und anreden.“

„Was tragen aber wir Beide zur allgemeinen Ergötzlichkeit bei?“ fragte Magister Gabriel den Senator Trottel.

„Ich werde,“ antwortete Dieser mit schalkischem Lächeln, „die sämmtlichen Jungfern der Stadt auf dem Schießplatze in eine doppelte Reihe stellen, werde ihnen Spießruthen in die Hände geben, und Sie, Herr College, hindurch jagen, damit Ihre Ehescheu, andern Hagestolzen zum Schrecken, öffentlich bestraft werde.“

„Und ich,“ fiel Gabriel ins Gelächter der Andern ein, „ich werde eine Maus abrichten, die den Herrn Senator Trottel, wie ein Windhund den Hasen, auf dem Schießplatze herum hetzen soll.“

„O, das bezieht sich auf bloßes Weibergewäsch!“

sagte Trottel, indem jetzt auf seine Kosten gelacht wurde.

Aber der Bürgermeister sprach mit einer ernsten Amtsmiene: „Basta! Wir haben genug gescherzt, und wollen den Herrn Stadtrichter nicht länger abhalten, das Criminal=Verhör zu beginnen.“

Hierauf ward der Gänsedieb vor die Schranken geführt. Aber dem Besitzer der goldenen Dose war es an diesem merkwürdigen Tage mehr als jemals zuwider, daß er seinen hochgefeierten Kiel zu einer elenden Spitzbubengeschichte herleihen mußte.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

### Der Besuch.

„Elise, gib mir doch meine Beine dort aus dem Winkel her, und stäube sie ein wenig ab!“ sagte der Hauptmann Roggenburg, als sich Richard hatte anmelden lassen. „Ich begreife nicht, was der Ostindier bei mir will. Haben ihm denn die kriegslustigen Eng=

länder nicht Gelegenheit genug verschafft, Invaliden mit hölzernen Beinen zu sehen?"

„Ich wundere mich auch über den seltsamen Besuch," antwortete Elise. „Sie werden dadurch ganz in Ihrer häuslichen Ruhe gestört, lieber Vater! Wollen Sie sich denn völlig ankleiden?"

„Allerdings! sprach der Hauptmann. „Bringe mir meine beste Montur aus dem Schranke, und den neuen Tressenhut hänge dort an den Nagel, wo er Jedem, der in die Stube tritt, gleich ins Auge blitzt. Ich will wohlhabend scheinen, damit es dem Millionär nicht einfalle, mich beschenken zu wollen."

Elise brachte die feine Montur, hängte den Prachthut an den Nagel, half dem Vater in die Kleider, und bat ihn dann um Erlaubniß, eine Freundin zu besuchen, weil sie sich vor dem Ostindier nicht sehen lassen wolle.

„Das wäre sehr unrecht!" sagte Roggenburg. „Da ich wohlhabend scheinen will, so darf sich mein größter Schatz nicht verbergen."

Elise küßte ihn gerührt, brachte ein Paar Tabakspfeifen, die eben nicht den Dienst hatten, bei Seite, und setzte sich dann ruhig an ihren Arbeitstisch. Das kleine Zimmer, das sie bewohnten, war zu jeder Zeit

ein Muster von Reinlichkeit und Ordnung: es bedurfte daher jetzt keines weitern Aufräumens. Der Vater stopfte sich eine Pfeife, nahm aus seiner Bibliothek, die in Pauli's Leben Preußischer Helden und Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges bestand, einen Theil des letztern Werkes, und las mit Andacht darin, bis ein Mohr des Ostindiers die Klingel am Vorhause, nach englischer Sitte, mit solcher Heftigkeit zog, daß er den Draht zerriß und den Griff in der Hand behielt.

„Gott bewahr mich! Brennt denn das Haus?“ sagte der Hauptmann, und erhob sich auf seine hölzernen Beine. Elise flog nach der Thür, und öffnete sie.

Der Ostindier, der selbst schon draußen stand, war überrascht, als er die schöne Pförtnerin erblickte. „Gnädiges Fräulein,“ sprach er, „ich setze kaum den Fuß ins Haus, so habe ich auch schon einen Schaden angerichtet. Sie möchten sich fast scheuen, mich über Ihre Schwelle zu lassen.“

„Kommen Sie getrost näher, mein Herr!“ rief der Hauptmann. „Das Unglück stallt nicht mit mir, wenn Sie mir's auch zuführen wollten. Ich hab' ihm so oft ins Gesicht gelacht, daß es sich nun ordentlich vor mir fürchtet.“

„Also durch Lachen kann man diesen Unhold bannen? sprach der Ostindier, indem er ins Zimmer trat.

„Das ist die kräftigste Waffe gegen diesen Feind!" erwiederte Roggenburg. „Ringt man aber die Hände, und ächzt und stöhnt, so dringt er einem immer näher und empfindlicher auf den Leib."

„Ich freue mich," sagte Richard, „einen Helden zu sehen, der ein bedeutendes Unglück mit so heiterer Laune besiegt."

„Hin ist hin!" sprach der Hauptmann. „Meine gesunden Beine bekomm' ich nun einmal nicht wieder. Doch ehe wir weiter davon sprechen, erlauben sie mir die Frage: welche Veranlassung mir die Ehre Ihres Besuchs verschafft."

„Ich bin gesonnen, mich einige Zeit hier aufzuhalten," antwortete Richard, „und bewerbe mich daher um die Freundschaft der angesehensten und achtungswürdigsten Personen des Orts."

Der Hauptmann erwiederte diese Höflichkeit mit schicklichen Worten, äußerte aber dabei seine Verwunderung, wie ein Mann, der Hindostans Zauberwelt gesehen habe, nur einen Tag lang in Michelheims flacher und reizloser Gegend mit Wohlgefallen verweilen könne.

Richard sagte: es werde sich mit der Zeit entwickeln,

was ihn hier festhalte. — Hiermit sprang er über diesen Punkt hinweg, und ersuchte den Hauptmann, ihm zu erzählen, bei welcher Gelegenheit er seine Beine verloren habe. Das that der alte Held sehr lebhaft und gründlich. Er zeichnete die Stellung des feindlichen Heeres und den Stand der Batterie, die ihn niedergeschmettert hatte, mit Kreide auf den Tisch, und sagte lustig: „Sehen Sie, so kam ich noch glücklich davon! Ich hatte dem Vaterlande mein Leben versprochen, und es ließ sich mit den Beinen abfinden.“

„Beneidenswerther Mann, daß Sie so scherzen können!“ —

„Ich stahl halb und halb meiner Tochter diesen Gedanken. Sie hat ein recht artiges Lied auf mich gedichtet, worin eine ähnliche Stelle vorkommt.“ —

„Beschämen Sie mich nicht, lieber Vater!“ sprach Elise. „Oder sagen Sie wenigstens die Sache, wie sie ist. Ich habe das Lied nicht gedichtet, sondern nur ein wenig verändert.“

„Deine Bescheidenheit, gutes Kind, spaziert weiter als ich neben der Wahrheit vorbei!“ versetzte der Vater. „Glauben Sie m e i n e n Worten, Herr Richard! Man sang vor einiger Zeit auf allen Straßen ein kauderwälsches deutsch=französisches Volkslied, in welchem

ein Invalide über seine hölzernen Beine scherzt. Daraus entlehnte meine Tochter einen oder zwei Gedanken, that das Uebrige aus eigenen Mitteln hinzu, und so entstand ein Lied, das sie uns, wenn sie Lust hätte, zur Guitarre vorsingen könnte."

Elise beschuldigte ihren Vater, er lege es recht darauf an, ihre Schwächen ans Licht zu ziehen: doch griff sie sogleich nach der Guitarre, und sang:

Was blicken die Jungen und Alten
Mich kläglich und seufzend an?
Wenn sie mich für unglücklich halten,
So täuscht sie ein irriger Wahn.

Ich hatte geschworen, mein Leben
Dem Vaterlande zu weihn:
Ich hab' ihm die Beine gegeben,
Und frisch ist das Leben noch mein.

Drum bin ich ja glücklich zu preisen,
Denn traun es gefällt mir noch hier!
Es zielt nun kein donnerndes Eisen,
Kein flammendes Schwert mehr nach mir.

Nicht Reichthum ward mir beschieden,
Mich nährt nur ein kärglicher Sold:
Ich aber bin froh und zufrieden,
Und das ist mir lieber als Gold.

Des Glückes wuchernde Saaten,
Sie mögen Andern gedeihn;
Der Ruhm eines braven Soldaten
Der ist und bleibet doch mein.

Er streut mir unter die Krücken
Der duftenden Blumen viel,
Und wird so die Straße mir schmücken
Bis hin an mein irdisches Ziel.

Wenn dann ich am Himmel erscheine,
Ruft freundlich der Pförtner hinein:
Macht Platz für die hölzernen Beine!
Sie ziehen mit Ehren hier ein.

Elise sang dieses Lied mit einer solchen Anmuth, daß Richard ganz davon bezaubert ward, und seine fünf und vierzig Jahre verwünschte. Er hatte auf seinen weiten Reisen, besonders in einigen Landschaften Asiens, Frauen und Mädchen von bewundernswürdiger Schönheit gesehen: doch allen fehlte der gebildete Geist und das reine Gemüth, die aus Elisens Augen blickten und für ihn einen unwiderstehlichen Reiz hatten. Ohne jedoch seine Empfindungen laut werden zu lassen, empfahl er sich mit Ausdrücken gewöhnlicher Höflichkeit.

---

## Sechzehntes Kapitel.

### Ein christliches Gespräch am Kaffeetische.

Zu Hause wählte Richard aus seinen ostindischen Schätzen einen prächtigen Shawl, und übersandte ihn dem Hauptmann mit schriftlicher Bitte: seiner Tochter dieses Tuch, zum Andenken eines Freundes, zu übergeben. Er konnte die Rückkunft des abgefertigten Dieners kaum erwarten. Es war ihm bange, das Geschenk würde stehendes Fußes abgelehnt werden. Aber der Diener kam mit der Meldung zurück: der Hauptmann habe das Päckchen mit Danksagung angenommen. Eine Stunde nachher erhielt Richard folgenden Brief:

S. T.

Werther Herr!

Ich war zweifelhaft, wie ich mich bei dem empfangenen Geschenke benehmen sollte. Es Ihnen auf der Stelle zurück zu senden, war mein erster Gedanke; doch ich verwarf ihn, weil ich Sie nicht beleidigen wollte. Ich behalte daher die schöne Gabe — unter Schloß und Riegel. Die Klug-

heit verbietet meiner Tochter den öffentlichen Gebrauch einer so prächtigen Hülle, die nur für die Kinder des Reichthums gewebt ist. Sie kennen, mein Herr, den Geist der kleinen Städte noch nicht! Jedes neue Band, womit sich ein Dienstmädchen schmückt, setzt die Zungen der Stadt in Bewegung. „Seht doch die Dirne!“ heißt es. „Wo mag sie das herhaben? Auf dem Felde der Tugend und Ehrbarkeit ist es gewiß nicht gewachsen!“ — Eben so lieblos würde man über meine Tochter urtheilen. Folglich, mein Herr, muß Ihr Geschenk bei uns so lange in geheimer Verborgenheit bleiben, bis Elise vielleicht mit der Zeit in glückliche Verhältnisse kommt, die sich mit einer solchen Prachtkleidung einiger Maßen vertragen. Ich bin ꝛc

Philipp von Roggenburg.

An diesem Briefe gefiel dem Ostindier nichts als der Schluß. Er glaubte, — wiewohl ganz irrig — der Hauptmann wolle ihm zu verstehen geben, daß man ihn nicht abweisen würde, wenn er Elisen auf dem Wege der Ehe in glückliche Verhältnisse setzen wollte. Hierzu war er zwar noch nicht entschlossen; doch machte

es ihm Vergnügen, die ihm von dem Bürgermeister mitgetheilte Nachricht, daß Elise bereits verlobt sey, für eine Fabel halten zu können.

Der Hauptmann verfehlte ganz seinen Zweck, das eingelaufene Geschenk zu verheimlichen. Des Ostindiers Besuch machte ungeheures Aufsehen. Man sah ihn hin gehen, man sah ihn zurück kommen; die Neugier wich nicht von ihrem Lauerposten am Fenster. Sie fing auch den Bedienten mit dem Päckchen glücklich auf, und errieth sogleich die ganze Sache, als er mit leerer Hand wieder nach Hause ging, und bald darauf des Hauptmanns Aufwärter, ein alter Soldat, einen Brief in den Gasthof trug. Die Frau Bürgermeisterin, die das alles beobachtete, ließ in größter Eil ihre Busenfreundinnen auf den Nachmittag zu einem Kaffee zusammen berufen. Sie stellten sich gehorsamst ein, und die merkwürdige Begebenheit, die ihnen die sprachselige Wirthin umständlich vortrug, machte auf sie einen so gewaltigen, alle ihre Sinne fesselnden Eindruck, daß ihnen die vorgesetzte Cichorienbrühe wie der beste levantische Kaffee schmeckte. Sie weissagten einstimmig eine nahe Vermählung. Aber, Himmel! wie fielen sie nun auch mit Natterzungen über Elisen her!

„Sie ist eine stolze Närrin!“

„Ein Fräulein Naseweis!"

„Dünkt sich klüger als wir Alle."

„Macht sogar Versche!"

„Bildet sich auf ihre Schönheit wunderviel ein."

„Und alles, alles ist doch nur Blendwerk!"

„Sie schminkt sich weiß und roth."

„Ihre sogenannten Perlenzähne hat ihr der Zahnarzt eingesetzt."

„Ihre schönen blonden Haare sind eine Perücke."

„Mit ihrer Tugend steht's gewiß auch nur so, so!"

„Der junge fremde Mensch geht nicht Betens halber bei ihr aus und ein."

„Sie soll schon, mit Ehren zu melden, ein Hufeisen verloren haben." —

So ging's wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund. Aber der letzte gar zu derbe Schuß erschreckte die Bürgermeisterin; und ob sie sich gleich sonst mit Ehrenrettungen nicht abgab, so nahm sie sich doch dießmal der Verleumdeten an, und sagte mit Kopfschütteln: „Nein, Frau Gevatterin, da hauen Sie denn doch wohl ein Bißchen über die Schnur! Man kann und darf zwar von den Fehlern seines Nächsten ein christliches Gespräch führen: aber was zu arg ist, das ist zu arg! Von solchen Hauptlastern muß man Beweise haben,

oder sich hüten, davon zu sprechen; wär's auch nur darum, weil man sonst, ehe man sich's versieht, einen Injurien-Proceß am Halse hat."

„Davor bewahre mich der Himmel!" versetzte die gescholtene Matrone. „Ich sagte, was mir gesagt wurde, und will weiter nicht dafür haften."

„Volksstimme, Gottes Stimme! heißt's im Sprichwort," fiel Dame Trottel ein, und machte dabei ein Gesichte, als ob sie über den verabhandelten Punkt viel auf dem Herzen behalte. „Nun, wir wollen die Sache dahin gestellt seyn lassen;" fuhr sie fort. „Der Ostindier greift in einen Glückstopf, und kann eine häßliche Niete ziehen. Es ist übrigens recht gut, wenn er hier heirathet: es gibt eine prächtige Hochzeit. Doch fänden sich in unserer Stadt wohl andere Frauenzimmer von guter Familie und unbescholtenem Ruf, die er heirathen könnte. Ich will, zum Exempel, meine Töchter nicht loben; aber es sind Kernmädel, verstehen die Wirthschaft, sind auch von Gesicht keine Meerkatzen, und dabei so unschuldig wie die Sonne am Himmel."

Das bejahten und betheuerten Alle, und erhoben sich nach mehrern solchen christlichen Gesprächen von den Stühlen, um nach Hause zu gehen. Der ansehnliche Zug bewegte sich langsam, doch mit desto behen-

dern Zungen, nach dem Markte hin. Dort stellten sich die unersättlichen Plaudertaschen in einen Kreis, und schnatterten noch miteinander. Wehe dem, den sein Unstern vorbei führte! Er mochte sich so tief bücken als er wollte, er ward doch mit Kletten beworfen.

Zum Unglück für die Familie Salm, ging eben der Herr Doctor über den Markt in seinen Clubb, und kurz darauf der schwarze Golo zum Examen bei ihr. Die Schwätzerinnen schlugen ein Gelächter auf, das sie bequem in ihrer Wohnung hören konnte. „Alle Tausend! das müssen wir der Bürgermeisterin sagen!“ rief Eine aus dem Zirkel, und mit gestreckten Botenschritten eilten sie sämmtlich zu ihr zurück. Sie schlug bei der Erzählung die Hände über dem Kopfe zusammen, und rief aus: „Nun wird die Doctorin den großen Neguz recht aus dem Grunde kennen lernen! Das kann zu gewisser Zeit lustige Folgen haben. Drum will ich mir doch den heutigen Tag in meinem Kalender bemerken.“

## Siebzehntes Kapitel.

### Der Ehrenplatz.

Am folgenden Tage trug der Stadtsecretair den ihm aufgegebenen Entwurf des Festes, womit man den Indier beehren wollte, auf dem Rathhause vor. Der Senat genehmigte den Plan, der ungemein zierlich abgefaßt war. Doch versagen wir ihm den Druck, und gönnen lieber den dadurch ersparten Raum der Beschreibung des Festes.

Acht volle Tage vor demselben ward der Ostindier dazu eingeladen. Ueber die Art und Weise dieser Einladung waren Anfangs die Meynungen getheilt. Kreisel hatte vorgeschlagen, daß sie durch zwei abgeordnete Rathsglieder geschehen sollte: die alten Perücken hingegen wollten sie durch den Hochzeitbitter, in seiner feierlichen Amtstracht, verrichten lassen. Aber der Stadtsecretair stellte ihnen vor, daß diese Sitte gar zu altväterisch und vollends bei dieser Gelegenheit doppelt unschicklich sey. Sie ließen sich belehren, und machten nur noch den Einwand: daß es manchem ehrlichen Manne beschwerlich falle, die bei einer solchen Deputation erforderlichen wohlklingenden Redensarten

zu erfinden und anständig auszusprechen. Der Poet erbot sich zum Wortführer, und ward es. Magister Gabriel war sein stummer Begleiter. Der Ostindier nahm die Einladung an.

Am Morgen des Festes ward mit allen Glocken der Stadt, das heißt, mit Einer, geläutet.

Etwas später brachte der Cantor Bierfreund, in Vereinigung mit allen tonkundigen Männern und Knaben des Orts, dem Ostindier ein Ständchen.

Gegen Mittag war große Parade der Bürgergarde, die in ihren vielfärbigen Sonntagsröcken aufzog, und sich, um die guten Kleider durch Drängen und Reiben nicht zu verderben, ziemlich locker und bequem in Reihen und Glieder aufstellte. Die stattlichste Heldenfigur war unstreitig der Hauptmann, Herr Schneppe. Kopflang über sein ganzes Volk hervor ragend, und in brennenden, mit Gold besetzten Scharlach gekleidet, stand er, mit einem glänzenden Sponton in der Hand, an der Spitze seiner Schaar, und ließ vor dem Indier, der sich am Fenster zeigte, das Gewehr präsentiren. Das Manöver gerieth schlecht, ward aber gut belohnt. Richard sandte Wein, sein Mundschenk durchging die Glieder, und reichte jedem der gewappneten Männer einen vollen Becher. Dafür erschallte dem

hohen Geber aus allen erfrischten Kehlen ein freudiges Lebehoch.

Nach dieser Stärkung ging der Marsch etwas weniger knickbeinig als vorher zum Thor hinaus, nach dem Schießplatze, wo ein großes Tafelzelt aufgeschlagen und von allen Seiten mit Kram- und Glücksbuden umgeben war. Bald darauf fuhr Richard mit orientalischem Pomp dahin. Der Magistrat empfing ihn am Wagen. Herr Trottel stand ganz hinten auf den Zehen, und sah mit langem Halse über seine Collegen hinweg, ob sein Feind, der Affe, mit aussteigen werde; doch zum Glücke war das hämische Thier zu Hause geblieben. Der Bürgermeister begrüßte den Gast mit einer weit ausholenden Anrede, verwickelte sich aber gleich in der ersten Periode, und wäre vor der umher gedrängten, aufhorchenden Volksmenge mit Schimpf bestanden, hätte nicht Richard, geschickt einfallend, des verstummenden Redners Ehre gerettet.

Der Indier wandte sich hierauf mit verbindlichen Worten zu den Damen, unter welchen sich auch Elise befand. Mit ihr unterhielt er sich vorzüglich. Die übrige schöne Welt vermißte die ihr entzogene Aufmerksamkeit, und gab durch gewaltiges Rauschen mit den Fächern ihren Verdruß zu erkennen.

Indessen ward aufgetragen. Richard führte, als ihm der Bürgermeister die Oberstelle bei der Tafel anwies, Elisen dahin. Ihre Bescheidenheit sträubte sich dagegen; doch er ließ nicht ab, sie mußte den Ehrenplatz einnehmen, und er setzte sich an ihre Seite. Da gab's Furiengesichter! Die Bürgermeisterin und Madame Trottel hatten darauf gerechnet, daß der König des Tages zwischen ihnen, wie eine Perle in Golde, sitzen sollte. Sie standen schon da, sie erhoben schon ihre reich beringten Hände, um die Stühle, die sie sich ausersehen hatten, in Besitz zu nehmen: und ach! da machte ihnen der unartige Mann einen so verzweifelten Streich! Das empörte sie unbeschreiblich. Sie ließen ihren Ingrimm zwar nicht in Worte ausbrechen, stürzten aber mit einander, wie brausende Winde, ans Ende der Tafel hinab, und setzten sich dort neben den Vorschneider, der kein so vornehmer Mann, wie vormals der Kron-Großvorschneider von Polen, sondern der Geringste in der Gesellschaft war. Darum sank er vor unterwürfiger Demuth fast zu Boden, als sich zwei Damen von solchem Range neben ihn zur Linken und Rechten niederließen, oder vielmehr niederwarfen.

Diese beispiellose That erweckte allgemeines Erstau-

nen. Die Frauenzimmer geberdeten sich, als wäre das größte Unglück geschehen, die Männer erklärten laut, daß eine solche Selbsterniedrigung unerhört sey, und alle baten und flehten, die heilige Rangordnung nicht so grausam zu zerstören, sondern höher hinauf zu rücken. Aber die Mißvergnügten wichen so wenig als Felsen von ihrer Stelle. „Wir sitzen hier gut!" sagte die Bürgermeisterin: „Und wo Wir sitzen, da ist überall der erste Platz." —

Richard verhielt sich still, als ob er an der Sache ganz unschuldig sey, und es ihm, dem fremden Gaste, nicht gezieme, sich in diese Irrung zu mischen. Indessen benutzte die schlaue Doctorin Salm den Wirrwar, und nistete sich an der noch unbesetzten Seite des Indiers ein. Ob sie außer dem Hauptzweck, die gekränkte Rangfeindin noch mehr zu kränken, auch die Nebenabsicht hatte, dem schönen Mohren, der hinter seinem Herrn stand, nahe zu seyn, das weiß man nicht genau, ungeachtet es ihr die Meisten so übel auslegten und sich spöttisch mit den Augen zuwinkten.

Des Stadtsecretairs geschmeidige Thätigkeit und ein derbes Wort des Senators Trottel, dem vor dem Erkalten der Suppe bange war, stillten endlich den Aufruhr, und brachten es dahin, daß die Gesellschaft ruhig

Platz nahm. Aber die beleidigten Matronen blieben starr und fest bei dem Vorschneider sitzen. Auch die Uebrigen, je vornehmer sie waren oder sich dünkten, desto mehr strebten sie nach den Unterstellen des Tisches: denn, wie sich eine gewisse Blume stets nach der Sonne kehrt, so wandten sie sich zur Sonne der Stadt, der Frau Bürgermeisterin, und glaubten das auch ihrer eigenen Ehre schuldig zu seyn, weil die hochgebietende Dame den Ausspruch gethan hatte, daß ihre Niederlassung jeden Platz zum ersten erhebe.

---

## Achtzehntes Kapitel.

### Der Königsschuß.

Da es so stürmisch zuging, und die aufrührischen Frauen und Mädchen haufenweise nach dem Niederlande zogen, so saßen die verlassenen Männer oben, wie speisende Mönche, beisammen, und bezeigten sich zum Theil sehr verdrießlich über die Entbehrung der angenehmen weiblichen Nachbarschaften, worauf sie ge=

rechnet hatten. Unter diese Mißvergnügten gehörte besonders Herr Kreisel, dessen Geliebte sich auch von dem Strome mit fortreißen ließ, und so weit von ihm getrennt wurde, daß er nicht anders als durch das Fernglas Blicke mit ihr wechseln konnte. Doctor Salm aber sagte: „Ich für meine Person verzichte gern auf die Nachbarschaft der Damen, wenn sie so finster und mißlaunig, wie heute die unsrigen, sind. — Unter solchen Umständen gibt's bunte Reihen, die fast jenen gleichen, welche der Kaiser Heliogabalus bisweilen an seiner Tafel anstellte, indem er Löwen und Tieger, denen man das Gebiß ausgebrochen und die Klauen gestumpft hatte, zwischen seine Gäste setzen ließ, um sich an der Angst der zitternden Menschen zu ergötzen."

Er sah, während er so sprach, die Bürgermeisterin scharf an. Sie verstand zwar, wegen der Entfernung, seine heillosen Worte nicht, fühlte sich aber von den Pfeilen seiner Blicke verwundet, und mit einem heftigen, schnöden Tone, der eine allgemeine Stille verursachte, rief sie plötzlich ihm zu: „Sprechen der Herr Doctor von mir?"

„Ich bitt' um Entschuldigung;" antwortete er eben so laut: „Es war hier von wilden Thieren die Rede." —

Ein unmäßiges Gelächter erschallte. Die Bürgermeisterin ward feuerroth, und hätte gern, so geizig sie war, ihre voreilige Frage theuer zurück gekauft.

Am ganzen Tische war eigentlich niemand mit seiner Stelle zufrieden, weil die Anordner des Festes nicht darauf Rücksicht genommen hatten, daß ein unbequemer Sitz die köstlichsten Speisen verbittert. Die Stühle standen so enge beisammen und ließen sich so schwer von einander trennen, daß es beinahe nöthig geworden wäre, über die Lehne zu steigen, um auf's Polster zu gelangen. Die nachbarlichen Elbogen lebten daher in einem ewigen Kriege, versetzten sich harte Stöße und schnitten dem Munde die Zufuhre ab. „Hier ist das Essen eine wahre Arbeit!" seufzte der Senator Trottel. „Man wäre befugt, sich die Mühe bezahlen zu lassen, wenn sich nur jemand dazu verstehen wollte."

„Ich weiß einen Ort, wo man dafür bezahlt wird," sagte Kreisel.

„Ei! wo denn? wo? — Ich reise dahin!" rief Herr Trottel.

„Nun wohlan," versetzte der Stadtsecretair, „so machen Sie sich auf den Weg nach Constantinopel und werden Sie ein türkischer Beamter! Denn diesen Herren ist's nicht genug, daß sie überall, wohin sie in

Dienstgeschäften reisen, von den Ortseinwohnern frei beköstiget werden müssen: sie fordern auch, da sie immer sehr geldhungerig sind, einen Ersatz für die Abnutzung ihrer Zähne, und diese Abgabe, die man das Zahngeld nennt, wird allenthalben unweigerlich bezahlt."

„Sie haben Recht!" fiel der Bürgermeister ein. „Ich erinnere mich, das in Reisebeschreibungen gelesen zu haben. Wir wollen aber, um des Himmels Willen! die Sache nicht weiter bekannt machen. Man ahmt, wie Sie wissen, in Deutschland gern alles nach, und so könnt' es leicht geschehen, daß die Herren Ober-Aufseher, die bisweilen aus der Hauptstadt zu uns kommen und mit uns fürlieb nehmen, künftig auch Zahngeld verlangten." —

Das waren ungefähr die besten Körner, die sich aus der Spreu der Tischgespräche auswörfeln ließen. Von unten herauf ward besonders viel spitzige Barthafer-Spreu auf Fräulein Elisen hingeblasen; doch die Absicht, ihr damit wehe zu thun, schlug fehl. Der Ostindier unterhielt sie so anziehend von seinen Reisen, daß sie die um sie her fliegenden Stacheln gar nicht bemerkte.

Nach Tische nahm das Scheibenschießen seinen An-

fang. Das unbeschäftigte Volk, das nicht zur ehrsamen Schützengesellschaft gehörte, ward indessen mit andern Lustbarkeiten unterhalten. Der Stadtsecretair munterte die jungen Bursche zu einem Wettrennen auf, und schwang ein buntes seidenes Tuch, als Siegespreis, durch die Luft. Wer ein Paar gesunde Beine hatte, trat hervor, um die Kostbarkeit zu gewinnen. Aber die Rennbahn war rauh. Der schelmische Poet machte sie den Wettläufern eben so sauer, als es ihm ward, den Fuß des Musenberges zu erklimmen. Er führte sie auf einen nahen Sturzacker, stellte sich, als Kampfrichter, ans Ende desselben, und gab das Zeichen zum Ablauf. Einer burzelte über den andern; nur ein leichtfüßiger Schneidergesell flog über die rollenden Erdschollen so behende dahin, daß sie keine Zeit hatten, ihn zum Falle zu bringen. So erhielt er den beneideten Preis, und beschenkte sogleich ein hübsches Mädchen damit.

Nun zog das Volk zur aufgerichteten Kletterstange. Hier wollte Herr Kreisel denjenigen, der die meiste Katzengeschicklichkeit beweisen würde, sehr glücklich machen. Er hatte nämlich die treffliche Sammlung seiner Gedichte, in rothen Saffian gebunden und auf dem Schnitte vergoldet, zum höchsten Preis ausgesetzt

und an der Spitze der Stange befestigen lassen. Etwas tiefer hingen einige Würste und ein Schinken, zur Belohnung derer bestimmt, welche jenem Glücklichen am nächsten kommen, und gleichsam das Accessit der Preisaufgabe erhalten würden. Das Klettern ging los. Viele zerrissen sich Strümpfe und Beinkleider, schliffen sich die Haut von den Händen, erreichten mit Mühe und Noth die Mitte der Stange, und hielten dann, unter dem Gelächter der Zuschauer, eine plötzliche Heimfahrt. Endlich wurden doch die aufgehangenen Leckerbissen erobert. Nun glaubte der eitle Dichter, daß man sich drängen, schlagen, und Leib und Leben daran setzen würde, sein geistvolles Kleinod vom Gipfel herab zu langen. Aber wie der französische Freiheitsbaum in Verachtung gerieth, als er schlechte Früchte trug, so kehrte man auch hier dem Kletterbaume, nachdem die eßbaren Früchte abgepflückt waren, kaltsinnig den Rücken. Vergebens ließ der staunende Poet ein wiederholtes: „Auf! auf!" erschallen. Vergebens gingen verschiedene seiner Freunde und Anhänger unter dem Volke herum, munterten die jungen Leute auf, und drohten mit der Ungnade des Herr Stadtsecretairs. Sie predigten tauben Ohren; es wollte niemand, wegen einiger Bogen Verse, den Hals wagen.

Indessen zog gerade über den verschmähten Gedichten eine Regenwolke auf, und drohte Wasser mit Wasser zu vereinigen. Herr Kreisel ließ deßhalb die verödete Stange geschwind aus der Erde heben, und brachte sein Schäfchen ins Trockne. Er war aber nun so verstimmt, daß er sich mit den einfältigen Leuten, die ihn nicht zu schätzen wußten, nicht weiter abgeben mochte. Es blieben daher verschiedene Volksbelustigungen, die er noch im Sinne hatte, unausgeführt.

Während dieser Zeit ward nach der Scheibe geschossen. Die Schützen von Michelheim hüteten sich aber mit Vorsatz, ins Schwarze zu treffen, und fehlten meistens sogar die Scheibe, um vor der Königswürde sicher zu seyn. Sie legten es darauf an, dem Indier die Schützenkrone auf's Haupt zu setzen, weil man sich, wegen seines Reichthums, von ihm versprach, daß er ein freigebiger König seyn werde. Er selbst aber schoß, aus Mangel der Uebung, nichts als Böcke. Sein bester Schuß ward im vorletzten Rennen übertroffen; und es war gerade unter allen vorhandenen armen Teufeln der ärmste, der wider seinen Willen das Unglück hatte, ans Schwarze zu streifen. Zürnend nahmen ihn seine Waffenbrüder bei Seite, und goßen eine Fluth von Vorwürfen über sein gebeugtes Haupt. Sie beschul-

digten ihn, er habe aus Ehrgeiz so scharf gezielt, um ein Jahr lang den königlichen Titel zu führen. Der arme Bürstenbinder lächelte schuldlos, und schwor hoch und theuer, er wisse gar nicht, was Ehrgeiz sey.

Als Richard im letzten Rennen zum Schusse kam, überreichte er sein Feuergewehr Elisen, mit der Bitte, es für ihn abzubrennen. Sie lehnte diese Artigkeit von sich ab, weil viele Schützen und Schützenfrauen in tückischer Stille umher standen, und mit schelen Augen lauerten, ob sie, die weder Bürgerin noch Stadtkind war, sich erkecken würde, nach der heiligen Bürgerscheibe zu schießen. Mit einem scharfen Blicke drängte Richard den Kreis der Aufpasser einige Schritte zurück, und wiederholte seinen Antrag so inständig, daß sich endlich des Fräuleins Vater, der dem Handel von weitem zusah, auf seine Stelzen machte, und ihr befahl, den Ehrenschuß zu thun, damit der schon zu lange gedauerte Waffenstillstand ein Ende gewinne. „Schieße getrost!" sprach er. „Eine blinde Henne findet manchmal das beste Korn!" — Elise konnte sich nun nicht länger weigern; sie legte an, zielte geschickt, und traf, wie der Vater geweissagt hatte, den Nagel auf den Kopf. Der Zieler sprang aus seiner Casematte hervor, und verkündigte mit Freudenspringen und Grimas-

sen den entscheidenden Königsschuß. Trompeten und Pauken erschallten, und mit lauter Stimme rief Richard: „Es lebe unsere Königin!“

Aber der Stadtsecretair war der einzige, der in dieses Vivat einstimmte. Die andern schwiegen stockstill, und rotteten sich mit finstern Gesichtern zusammen, als wollten sie gegen ihre Herrscherin eine Verschwörung anzetteln. Besonders versammelten sich die vornehmsten Frauen und Mädchen unter dem Panier der Frau Bürgermeisterin, und hielten Rath. Man hörte sie ganz laut von Bettelstolz und Bettelprinzessinen sprechen, und ihre Blicke wiesen dabei so deutlich, wie Zeigefinger, auf Elisen. Einige, die sich dem Haupte der Verschwörung besonders angenehm machen wollten, plänkelten aus dem Haufen heraus, strotzten bei der verhaßten Königin vorbei, besahen sie starr von unten bis oben, und lachten ihr frech ins Gesicht. Sie bemerkte die immer wachsende Gährung, beklagte sich leise darüber bei ihrem Vater, und bat ihn um Erlaubniß, die Gesellschaft verlassen zu dürfen.

## Neunzehntes Kapitel.

### Des Königs Einzug.

„Wie? du wolltest feigherzig fliehen?“ sagte der Hauptmann. „Das wär' ein feines Stückchen von einer Soldatentochter! — Bleib du getrost an meiner Seite! Ich schütze dich, trotz meinen Krücken, gegen die Bande! — Und sieh, da bekommen wir Succurs!“

Sie blickte auf, und ward roth. Ein junger, wohlgewachsener Mann galoppirte daher, schwang sich am Schießplatze vom Pferde, überließ es einem dienstwilligen Knaben, durcheilte mit nachlässigen Verbeugungen, die noch kälter erwiedert wurden, die hohe Gesellschaft, und begrüßte mit Freude und Herzlichkeit Elisen und ihren Vater. Es war Albert der geliebte Hausfreund. Er kam eben von einer Reise zurück, der Weg führte ihn bei dem Schießplatze vorbei, er sah mit Erstaunen die schöne und häßliche Welt des Städtchens versammelt, und es war ihm unmöglich, vorbei zu reiten, ohne die Geliebte hier zu suchen.

„Das wird eine lustige Komödie werden!“ sagte die Bürgermeisterin zu ihren Hofdamen. „Da führt das Unglück den alten Liebhaber her, indem sich eben ein

neuer einnisten will oder schon eingenistet hat. Ich wünschte, sie kriegten einander hier öffentlich bei den Köpfen. Was wollt' ich lachen!"

Elise und ihr Freund gingen eine nahe Wiese hinab, wo sie zwar vom Schießplatze her gesehen, aber nicht behorcht werden konnten. Sie erzählte ihm, was seit Richards Ankunft bis jetzt vorgefallen war. Er hörte diese Neuigkeiten nicht gern, weil der Fremdling nicht undeutlich Miene machte, sein Nebenbuhler zu werden. Darum war ihm die Annahme des Shawls besonders verdrießlich, und er tadelte sie unverholen.

Als sie von dem kurzen Spaziergange zurück kamen, stellte der Hauptmann seinen jungen Freund dem Indier vor. Jeder hätte gern die Bekanntschaft des Andern entbehrt. Doch Richard war Weltmann genug, ein freundliches Gespräch einzuleiten. Die Rede kam bald auf Indien, und schon über diesen Punkt wären die neuen Bekannten beinahe uneins geworden. Richard stellte den Zustand jenes Landes so vor, als hätten die Eingebornen durch die Niederlassung der Europäer in vieler Betrachtung gewonnen: Albert hingegen behauptete, daß die Europäer alle übrige Welttheile, wo sie sich aus Habsucht eingedrängt hätten, unglücklich machten. „Man bedenke nur die Thaten

der englisch-ostindischen Compagnie!“ fuhr er fort. „Gibt es wohl eine Art von Bedrückung, welche sich diese Gesellschaft von Kaufleuten nicht erlaubte? Mit gewaffneter Hand und unerhörter Grausamkeit verjagte sie Ostindiens Fürsten, und bemächtigte sich ihrer Besitzungen. Geschieht etwas Aehnliches in Europa, so wird der Eroberer allgemein verwünscht, und das mit Recht. Aber die brittischen Krämer hört man nicht sonderlich tadeln; und doch haben die von ihnen gemißhandelten Ostindier eben so gut Menschenrechte als wir.“ —

Richard entfärbte sich ein wenig; denn der Ausfall gegen die ostindische Compagnie berührte ihn selbst, da er mit ihr in Verbindung gestanden hatte und noch stand. Er blieb aber in seiner höflichen Fassung, und sagte sanft: „Ich schätze Ihr warmes menschliches Gefühl; es läßt sich jedoch für und wider die Sache viel sagen, und ich behalte mir vor, Ihnen an einem bequemern Orte das Verfahren der ostindischen Compagnie in ein besseres Licht zu stellen.“

Minder artig als Richard betrugen sich die umstehenden Horcher. Es schien ihnen eine ungeheuere Anmaßung, daß der junge Mensch dem fremden Magnaten dergleichen Dinge ins Angesicht sagte. Ein un-

williges Gemurmel erhob sich darüber, und es fehlte nicht viel, so hätte man dem freimüthigen Eiferer einen öffentlichen Verweis gegeben und ihm Stillschweigen auferlegt.

Ihn rettete nur der glückliche Zufall, daß eben jetzt der Herr Stadthauptmann Schneppe seine Stimme erhob und sagte: „Das Scheibenschießen ist beendiget, und die bald untergehende Sonne erinnert uns, meine nach Stand und Würden hochgeschätzten Herren, den verehrten Schützenkönig, nach altdeutschem Gebrauch, feierlich in die Stadt zu führen. Wir alle wünschten Eines Sinnes, daß unser hoher Gast mit dieser Würde bekleidet werden möchte, und diese Gunst hat uns Fortuna erwiesen. Der Königsschuß ist zwar durch die schöne Hand einer Dame geschehen; das thut aber unserm ersehnten Glück keinen Abbruch, allermaßen hier die bekannte Rechtsregel eintritt: daß alles und jedes, was jemand durch einen Andern verrichten läßt, dafür angenommen wird, als hätte er es selbst vollbracht.“

„Ich übertrage meine Königswürde und königlichen Rechte dem Fräulein von Roggenburg,“ sagte Richard. „Sie halte den feierlichen Einzug! Ich werde mich, als ihr treuester Unterthan, an das Gefolg anschließen.“

Da entstand ein großes Murren im Volke. Doch die glänzenden Schilder und anderes Geschmeide, womit man den König zu behängen pflegte, wurden gebracht. Elise erschrak vor der abgeschmackten Last, die sie tragen sollte, und zog sich mit Erröthen zurück."

Albert flüsterte dem Hauptmann ins Ohr: er solle nicht zugeben, daß seine Tochter, wie eine Fastnachtsnärrin geschmückt, dem Spott des abholden und hämischen Pöbels bloßgestellt werde.

Roggenburg fand die Erinnerung vernünftig. „Meine Herren," sagte er laut, „Sie scheinen zu vergessen, daß die Statuten von Michelheim und andern Orten, wo Schützengesellschaften bestehen, keine weibliche Regierung gestatten. Ich finde das auch sehr löblich. Die Frauen herrschen ohnedieß schon zu viel in der Welt; die Männer müssen sich daher sorgfältig hüten, ihnen nicht noch mehr Macht einzuräumen, als sie leider schon besitzen. Wenigstens soll sich meine Tochter nicht nachsagen lassen, daß sie eine neue Gattung von Usurpation oder Machtraub zuerst auf die Bahn gebracht habe."

Dieser Einspruch gefiel allgemein, und der scherzhafte Vortrag desselben wurde mit Lachen und Händeklatschen belohnt.

Alles stürmte nun auf den Indier ein, die Bürde der königlichen Insignien auf seine eigenen Schultern zu laden. Er bequemte sich zu der spießbürgerlichen Posse. Ein Theil der Bürger-Compagnie, von dem Herrn Stadthauptmann angeführt, eröffnete den Zug; dann folgte der schimmernde, und bei jedem Schritt klirrende König, von allen Großen seines Reiches umgeben; das übrige gewappnete Häuflein bildete den Schweif der Prozession. Die Jugend schwärmte und jauchzte umher, und zahllose Freudenschüsse verkündigten das Heil, das der Stadt Michelheim widerfahren war.

So brachte man den König in seine Gemächer und überströmte ihn mit Ehrenbezeugungen und Glückwünschen. Nur Herr Kreisel ward bei dem allen vermißt. Man sah ihn, während des Zuges, auf Feldwegen herum laufen, als ob er irre im Kopfe geworden sey. Endlich kam er athemlos an, drängte sich hin vor den König und sprach:

Du, den vom fernen Indusstrande
Das Glück zum König uns berief,
Du findest hier nicht Thron, nicht Lande,
Doch beugt sich jedes Herz dir tief.

Ein Loos, das jenes überwieget,
Wenn ein Gekrönter, hart gesinnt,
Nur immer Land auf Land ersieget,
Und doch dabei kein Herz gewinnt.

„Mein Herr Stadtsecretair," erwiederte Richard, „Sie reden immer die Sprache der Götter mit mir, in welcher ich Ihnen nicht antworten kann. Aber schlicht und herzlich versichere ich, daß mir die Gewogenheit und Zuneigung, die man hier gegen mich äußert, sehr viel Freude macht."

Hierauf trat er ans offene Fenster, und sagte dem unten versammelten Volke einige angenehme Worte, von welchen das die angenehmsten waren, daß er nächstens das Vergnügen haben werde, sie insgesammt zu bewirthen. Ein vollstimmiges Vivat — denn das heutiges Tages allbeliebte H u r r a h war damals noch nicht gewöhnlich — erschallte aus einigen hundert Kehlen, die der ihnen versprochenen Labung freudig entgegen lechzten.

---

## Zwanzigstes Kapitel.

### Was werden die Leute sagen!

In Michelheim lebte damals ein gefährlicher Mensch, ein Hans in allen Gassen, Namens Blaffmann, der die Eigenthümlichkeit hatte, daß er von außen weiß, von innen schwarz war. Er lief nämlich mit dem Puderbeutel von Haus zu Haus, kämmte und ordnete die Haare, und brachte zugleich durch boshafte Klätschereien die Köpfe in Verwirrung. Für eine Schale Kaffee oder ein Glas Branntwein war ihm alles feil, was er in andern Häusern erlauscht hatte. Jedes ungünstige Wort, das über jemanden gesprochen ward, trug er ihm eilfertig zu; und war die Sache nicht an und für sich bedeutend genug, so kam es ihm nicht darauf an, ein Fabelchen zu erfinden und sie damit aufzustutzen. So hetzte er seit vielen Jahren die hohen Häupter von Michelheim unaufhörlich zusammen.

Des Indiers Ankunft öffnete ihm ein neues, fruchtbares Feld. Er machte so bald als möglich mit dessen Leuten Bekanntschaft, um aus dieser Quelle seine Kunden mit erwünschten Nachrichten bedienen zu kön=

nen. Die Geschichte des verschenkten Shawls, die man nur halb und halb errathen hatte, ward durch ihn in das hellste Licht gesetzt. Er beschwatzte einen treulosen Diener des Indiers, ihm Roggenburgs Dankbrief auszuliefern, und nahm geschwind eine Abschrift davon, die er überall herum zeigte. Man ersah daraus, was der Hauptmann vom Geiste der Kleinstädter hielt, und der ehrliche Mann empfahl sich sehr übel damit bei seinen Mitbürgern, die sich vom besten Geiste beseelt glaubten.

Bei dem großen Feste auf dem Schießplatze war Blaffmann wie ein Spürhund geschäftig. Er schlich sogar unter dem Scheine, Wiesenblumen zu pflücken, hinter Albert und Elisen her, als sie sich, von der übrigen Gesellschaft entfernt, mit einander besprachen. Die einzelnen Worte, die er aufschnappte, waren zwar der Mühe und der Rückenschmerzen nicht werth, die ihm die Blumenlese verursachte; er setzte jedoch so viel daraus zusammen, daß Albert den Indier dahin zurück wünschte, wo der Pfeffer wächst. Das hinterbrachte der Spion auf der Stelle dem Kammerdiener, und bat es sich zur Freundschaft aus, seinem Herrn beim Auskleiden davon Kenntniß zu geben. Denn Albert, der weder Zopf noch Perücke trug, also keinem Haar=

künstler etwas zu verdienen gab, und Klätscher und Postenträger nie anhörte, war aus diesem doppelten Grunde dem Herrn Blaffmann ein Dorn im Auge, und er hätte ihn gern in schlimme Händel verwickelt.

Am folgenden Tage machte sich der unnütze Mensch, der mitunter auch Trödlergeschäfte trieb, einen Behelf in Roggenburgs Haus, und bot dem fleißigen Tabaksraucher einen Pfeifenkopf zum Kauf an. Er wollte eigentlich Elisen allerlei von Richards Reichthümern eingezogene Nachrichten hinterbringen, und sie dadurch zu dem Entschluß stimmen, den ärmern Liebhaber zu verabschieden. Unglücklicher Weise war aber der junge Mann eben da. Blaffmann fand es nun in diesem Augenblicke nicht für rathsam, die Sache so anzugreifen. Er schlug einen andern Weg ein, die Liebenden zu entzweien. „Gnädiges Fräulein," hob er an, „Sie haben gestern die ganze Stadt, so zu sagen, in den April geschickt. Jedermann hoffte und freute sich darauf, daß sie das kostbare ostindische Tuch, welches Ihnen Herr Richard geschenkt hat, öffentlich zeigen würden."

Erröthend sah Elise ihren Vater an. Er überhob sie der Antwort. „Was schwatzt Er da?" sprach er verdrießlich. „Er bekümmert sich immer um ungelegte Eier!"

„Gelegt ist das Ei wohl;“ versetzte der Pudermann mit hämischem Lächeln: „ich habe mich aber nicht darum bekümmert, sondern nur mit halben Ohren gehört, was an allen Orten und Enden des Schießplatzes davon gesprochen wurde. Ich wundere mich fast des Todes, sagte die Frau Bürgermeisterin —“

„Wollen Sie wissen, Herr Hauptmann, was die Frau Bürgermeisterin gesagt hat?“ fiel Albert schnell ein.

„Ich kann es entbehren,“ antwortete Roggenburg.

„Das Fräulein und ich sind auch nicht neugierig darauf,“ sagte Albert. „Verschonen Sie uns also damit, Herr Blaffmann!“

Spöttisch wiegte der Friseur seinen spitzen Kopf von einer Seite zur andern, zog ein schmutziges Tuch aus der Tasche, und fuhr damit nach Alberts Gesichte.

„Was soll das heißen?“ rief Dieser entrüstet, und stieß ihn zurück.

„Es schien mir,“ sagte Blaffmann, „Sie wären ein bißchen gelb um den Mund; das wollt' ich abwischen, damit man Sie nicht etwa einen Gelbschnabel nennen möchte.“

Er hatte dieß unglückliche Wort kaum ausgesprochen, so stürzte Albert auf ihn zu, faßte ihn an der Brust, rannte mit ihm die Stubenthür auf, brachte ihn so

rückwärts mit Sturmschritten bis an die Treppe, und rieth ihm, sie eilig hinab zu steigen, wenn er nicht hinunter geworfen seyn wollte. Blaffmann nahm guten Rath an, und lief, wie ein geprügelter Hund, die Stufen hinab. Aber unten auf der Hausflur machte er Halt, und bellte Schimpfreden hinauf, die bloß darum ungestraft blieben, weil indessen der Hauptmann und seine Tochter an die Treppe geeilt waren, und ihren Freund mit Gewalt hinweg zogen. „Hitzkopf!" sagte Roggenburg: „Der Schuft wird Sie bei dem Bürgermeister verklagen und in der ganzen Stadt verschwärzen. Hätten Sie es doch mir überlassen, ihm die Thür zu weisen. Wer Pech angreift, besudelt sich."

„Es war unrecht, daß ich Ihnen ins Hausrecht griff," sagte Albert. „Vor dem Herrn Bürgermeister aber fürcht' ich mich so wenig als vor allen andern Philistern in Michelheim."

„Junger Freund!" sprach Roggenburg. „Sie setzen sich über das gäng' und gebe Was werden die Leute sagen! gar zu leichtsinnig hinweg! Man ist freilich ein schwacher Kopf, wenn man sich in löblichen Handlungen, die von der Heerstraße der Gewöhnlichkeit abweichen, dadurch irren und schrecken läßt. Aber ganz muß man jenes Warnungswort nicht verachten;

sonst sticht man jeden Augenblick in ein Wespennest, und hat Beulen zum Lohn."

Rachgierig lief indessen Blaffmann zum Bürgermeister, und verklagte seinen Widersacher, ohne jedoch des geringfügigen Umstandes, daß er ihn einen Gelbschnabel gescholten hatte, zu erwähnen. Er habe zufällig, aber höchst rühmlich, der Frau Bürgermeisterin gedacht, gab er vor; da sey Albert aufgefahren: „Wir wollen von der Bürgermeisterin nichts wissen!" und habe ihn aus dem Zimmer geworfen.

„Was? Von mir will der Laffe nichts wissen?" rief die Bürgermeisterin, die vom Tische, wo sie Möhren oder Rüben schabte, hitzig aufsprang, und beide Arme in die Seiten stemmte. „Von mir, der vornehmsten Frau in der Stadt, will der Mensch, dessen Hühner und Gänse hier niemand kennt, nichts hören, nichts wissen? Und deßhalb mißhandelt er ehrliche Leute, die mich hochschätzen? — Das ist entsetzlich! Darüber muß er auf dem Rathhause vorgenommen und tüchtig gezwiebelt werden!" —

Zufälliger Weise trat eben der Stadtsecretair in die Stube. Sie trug ihm Alberts Majestätsverbrechen mit Heftigkeit vor, und forderte ihn auf, sogleich ein Protokoll darüber abzufassen.

„Verhält sich aber auch die Sache wirklich so?" fragte Kreisel, und sah den Friseur scharf an. „Herr Blaffmann bedenke sich wohl! Es möcht' ihm sonst ergehen wie einem thörichten Bogenschützen, der Pfeile gegen einen Felsen schießt, die auf ihn selbst zurück prallen."

Mit lachendem Munde, und Beifalls gewärtig, rühmte sich jetzt der Haarschmücker seines satyrischen Einfalls.

„Und Herr Albert warf Sie dann zur Thür hinaus?" fragte der Stadtsecretair.

„Ja, unmittelbar darauf." —

„So that er, was Rechtens war;" sagte Kreisel. „Ich hätt' es selbst nicht anders gemacht."

„Daß er aber von mir nichts wissen wollte, war das auch recht?" fiel die Bürgermeisterin ein.

„Ich kann Alberts Ausdruck nicht loben," antwortete Kreisel: „aber ich wünschte, daß unsern Herrn Blaffmann niemand anhörte, wenn er irgendwo erzählen will, was er an andern Orten erhorchte. Seine Zunge tödtet Eintracht und Freundschaft; und was ist ohne diese Huldgöttinnen das menschliche Leben?" —

Der Bürgermeister nickte Beifall, die vornehmste Frau der Stadt kehrte schmollend zu ihrem Küchengeschäfte zurück, und Blaffmann ging mit stillem Ingrimm von dannen.

---

## Ein und zwanzigstes Kapitel.

### Der Stein des Anstoßes wird aus dem Wege geräumt.

Während der Zeit bat Albert das Fräulein, ihm den viel besprochenen Shawl zu zeigen. Sie that es. „Das Tuch ist wirklich schön!“ sprach er. „Sie würden sich wohl ungern von ihm trennen?“

„Mein Herz hängt gar nicht an dem todten Kapitale,“ antwortete sie.

„So erlauben Sie mir, einen lebendigen Nutzen für die Armuth daraus zu ziehen;“ sagte Albert. „Sie können es, da so viel darüber geschwatzt wird, nicht mit Ehren behalten; ich will es daher dem Ostindier wieder anbieten, und nimmt er's, wie ich glaube, nicht zurück, so verkaufen wir es öffentlich und schenken die Losung dem Hospitale.“

Elise willigte mit Vergnügen ein. Ihr Vater widersprach Anfangs, weil er den Indier nicht beleidigt haben wollte; doch war es ihm auch verdrießlich, daß die Stadt, zum Nachtheil seiner Tochter, so viel Aufhebens von der Lappalie machte, und das entschied seine Zustimmung, sich ihrer zu entledigen. Er bat aber, mit Feinheit und schonender Rücksicht zu verfahren.

Albert ging sofort zu dem Indier, und eröffnete ihm, als vorgeblicher Abgeordneter des Hauptmanns, die Ursache seines Besuchs.

Richard konnte und wollte seine Befremdung nicht bergen. Er äußerte mit etwas bitterm Lächeln, daß wohl der Herr Gesandte die Triebfeder dieser unerwarteten Botschaft seyn möchte.

„Ja, ich läugne das nicht; antwortete Albert. „Wir befinden uns in einer kleinen Stadt, wo alles bemerkt, alles bestichelt, alles übel gedeutet wird. So geht's auch mit diesem Tuche. Fräulein Roggenburg lebt und schwebt damit auf allen Zungen, und bekommt nicht eher Ruhe, bis sie sich davon los gemacht hat."

„Aber, mein Herr," sagte Richard, „warum betreiben Sie die Sache so dringend?

„Ich bin Elisens Freund;" erwiederte Albert. „Sonst habe ich keinen Bewegungsgrund."

Bei dem Worte Freund verwandelte sich Richards Gesicht. „Ich appellire," sprach er, „an des Fräuleins Herrn Vater, der das unbedeutende Geschenk gefällig annahm, und es mir jetzt nicht wieder aufdringen wird."

Kurz, er bat, ihn mit dieser harten Zumuthung zu verschonen.

„So gibt es," sagte Albert, „keinen andern Aus-

weg als den, daß wir das Tuch öffentlich versteigern lassen, und das daraus gelös'te Geld den Armen geben."

„Dieser Einfall entsprang aus einem jungen Feuerkopfe!" rief Richard. „Aber der Ehre des Fräuleins wäre durch solche Oeffentlichkeit übel gerathen; denn nun erst würde die Stadt ein endloses Gerede darüber erheben. Nein, das kann ich, aus inniger Achtung gegen das Fräulein, nicht billigen."

„Sie machen sich unnöthige Sorgen!" sagte Albert. „Ueberlassen Sie es Elisens älterm Freunde, für die Erhaltung ihres guten Rufes zu wachen."

„Wollen Sie mich denn durchaus beleidigen?" fragte Richard mit sanfter Stimme. „Ihre Abneigung gegen mich ist mir schon, ungeachtet unsere Bekanntschaft noch keinen vollen Tag alt ist, von weitem zu Ohren gekommen; doch das alles soll mich nicht zur Empfindlichkeit reizen. Ich gebe nach, ich nehme das Tuch wieder an. Damit aber die Armen, denen Sie auf diesem Wege eine Wohlthat zuwenden wollten, keinen Verlust dabei leiden, so übergebe ich Ihnen hier fünfzig Louisd'or, mit der Bitte, sie an Nothleidende zu vertheilen."

Er legte den Shawl bei Seite, und ein versiegeltes Röllchen auf den Tisch.

Finster sah Albert hin, und sagte: „Sie wollen mich durch Ihren Reichthum demüthigen; doch diese Absicht erreichen Sie nicht. Ich habe so viel, als ich bedarf, und beuge mich vor keinem Menschen auf Erden.“

„Sie verkennen mich!“ sagte Richard gelassen. „Ich dachte nicht daran, was Sie mir beimessen. Nehmen Sie das Geld ohne Bedenken, und thun Sie gute Werke damit.“

„Es wird schicklicher seyn, wenn Sie sich deßhalb an die Behörde wenden;“ erwiederte Albert. „Ich bin hier nicht Almosenier.“

„Gut!“ sprach der Indier. „Ich will Sie nicht damit beschweren. „Sie stoßen jede Regung meines Wohlmeynens von sich zurück. Ich hoffe aber, daß es der Zukunft vorbehalten ist, Ihr Vorurtheil gegen mich zu überwinden.“

Albert verbeugte sich stumm, und verließ das Zimmer mit so flüchtigen Schritten, daß es dem Indier unmöglich ward, ihm das Geleit zu geben.

Roggenburg und Elise tadelten Alberts Benehmen, das er ihnen aufrichtig gestand. Richard hingegen kam durch die großmüthige Art, mit welcher er sein

Geschenk zurück genommen hatte, höher als zuvor bei ihnen ans Bret. Er sandte noch in derselben Stunde dem Bürgermeister die fünfzig Louisd'or, mit dem Ersuchen, sie für die Armen der Stadt anzuwenden. Was machte die Bürgermeisterin für große Augen, als sie das herrliche Gold sah! Sie wäre gern ein halbes Stündchen lang eine blutarme Frau gewesen, um ihren Theil davon zu bekommen. Doch sie wußte sich zu helfen. Sie setzte die Goldstücke in die geringste Silbermünze um; und als sie ein beträchtliches Agio damit gewonnen hatte, ward die Summe dem Herrn Magister Gabriel, als Almosenpfleger, ehrlich zugestellt.

Blaffmann erfuhr sogleich von Richards Kammerdiener die Verhandlungen wegen des Shawls, und sorgte dafür, daß sie bekannt wurden. Er stellte zwar Alberten dabei in ein ungünstiges Licht, und schilderte ihn als einen frechen Bramarbas; wie aber Klätscher bisweilen denen, welche sie verunglimpfen wollen, wider ihren Willen einen ersprießlichen Dienst erweisen, so geschah es auch hier. Es war Alberten und der Familie Roggenburg recht angenehm, daß er die Sache, die ihnen zur Ehre gereichte, unter die Leute brachte.

## Zwei und zwanzigstes Kapitel.

### Das Königsfest.

Der Hauptmann schrieb, ohne Alberts Vorbewußt, an den Indier einen Entschuldigungsbrief. Es erfolgte darauf eine beruhigende Antwort, die dem jungen Brausekopf gezeigt werden konnte, weil sie durchaus keine Anzüglichkeiten gegen ihn enthielt, und eben so wenig ein Wort, das die Absicht verrathen hätte, Elisens Gunst zu erschleichen, und ihn zu verdrängen. Dessen ungeachtet war er mit diesem Briefwechsel sehr unzufrieden, und gab dem alten Herrn einen förmlichen Verweis. „Wozu war's nöthig, Ihre rechtliche Handlung und meine männliche Sprache zu entschuldigen?“ rief er aus. „Sind die Reichen denn Gottheiten, die man mit Opfern und Gebeten versöhnen muß, wenn man sie beleidiget zu haben glaubt? — Ich mache diesen Erdengötzen gern fühlbar, daß sie vor andern Menschen keinen Vorzug verdienen, und daß ihr Gold ein Staub ist, den ich mir nicht in die Augen streuen lasse.“

„Aber Höflichkeit ist zu allen Dingen nütze,“ entgegnete der Hauptmann, und ließ aus seiner Tabakspfeife

stärkere Rauchsäulen als gewöhnlich aufsteigen. Das war immer ein Zeichen, daß er über den Punkt, von welchem die Rede war, nicht weiter sprechen wollte. Albert wußte das, und lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Einige Tage nachher hielt Richard der Bürgerschaft sein Wort, und gab ihr mit königlicher Milde ein herrliches Fest auf dem Schießplatze, weil kein Haus in der Stadt groß genug war, die Menge der Gäste zu fassen. Auch der Magistrat und die übrigen Standespersonen waren dazu geladen, und erschienen gern. Nur Albert ließ sich entschuldigen, und wiegelte den Hauptmann und Elisen auf, ein Gleiches zu thun.

Richard vermißte das Fräulein mit Unlust. Ihr Ausbleiben war sogar den Krähen, die nach ihr hacken wollten, verdrießlich. Sie konnten nicht leben, ohne jemand zu zausen, und wendeten nun ihre Schnäbel gegen die Doctorin Salm, die überhaupt verhaßt war, und es jetzt doppelt wurde, da Richard Aufmerksamkeit für sie zeigte, weil sie, bei allen ihren Fehlern, etwas geistige Bildung besaß, die den Töchtern Michelheims völlig abging. Aber Madame Salm duldete nicht so sanftmüthig als Elise, sondern stellte sich dem Complott so muthig entgegen, wie Peter der Große

unter die wider ihn verschworenen Strelitzen trat. Auch Herr **Jacobus Salmius**, wie er sich weiland nannte, ging immer, gleich einer zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe ausgesandten Streifwache, die Runde umher, und sah er ein Trüppchen, das von seiner Gemahlin zu sprechen schien, beisammen stehen, so stiefelte er dummdreist mitten hinein, und es mußte sich entweder zerstreuen oder von Dingen reden, die man ihn hören lassen konnte. Diese Wachsamkeit hielt die Feinde im Zaum; sie wagten keinen öffentlichen Angriff.

Die lustige Seite des Festes waren die Ausbrüche der kriechenden Dankbarkeit, womit der gemeine, sinnliche Mensch einen guten Bissen oder wohlschmeckenden Trunk zu vergelten pflegt. Richard wurde wie ein Gott verehrt und behandelt. Wohin er sah, beugten sich alle Rücken vor ihm. Von allen Seiten küßte man ihm die Hände und den Rock. Er konnte keinen Schritt thun, ohne Blumen zu zertreten, die ihm Knaben und Mädchen, von ihren Aeltern dazu angewiesen, vor die Füße streuten. Am Ende, da es an Blumen gebrach, übergoß man seinen Weg mit Laub und Gras, und er bezeigte sich dafür eben so freigebig, als er es vorher bei den Blumen gethan hatte. Jeder Bürger und Handwerker, mit dem er ein flüchtiges Wort

sprach, bildete sich auf diese Ehre so viel ein, als hätte er einen Orden bekommen, und rühmte mit verklärtem Angesichte sein Glück auf dem ganzen Schießplatze. Kurz, die gesammte löbliche Bürgerschaft war trunken von Freude und Wein, und hundert Stimmen sprachen laut den Wunsch aus, daß der hohe Wohlthäter seine Wohnung auf immer in Michelheim aufschlagen möge.

Des folgenden Tages erschien auf dem Rathhause eine Deputation, deren Wortführer Herr Blaffmann war. Sie brachte, im Namen der Bürgerschaft, das Gesuch an, dem Indier die höchste Ehre zu erweisen, und ihm das Bürgerrecht der Stadt Michelheim feierlich zu verleihen.

Der Stadtrichter und die beiden Rathmänner nickten beifällig mit den Köpfen. Doch der Bürgermeister schien über den Antrag etwas verlegen, und ertheilte den Abgeordneten die unbefriedigende Antwort: der Senat werde die Sache in Ueberlegung nehmen.

Als die Deputation wieder abgetreten war, fragten ihn seine Collegen nach der Ursache dieser ausweichenden Resolution.

„Ich konnte nicht anders," sagte der ehrliche Mann: „ich muß, wegen des lieben Hausfriedens, erst mit

meiner Frau darüber sprechen. Sie war gestern mit dem Indier gar nicht zufrieden, weil er ihrer abgesagten Feindin, der Doctorin Salm, ein wenig die Cour machte. Ich unschuldiger Mann mußte darüber in der vorigen Nacht eine lange Gardinen-Predigt aushalten. Meine Frau hat jetzt überhaupt, da sie auch von dem jungen Albert beleidiget worden ist, gegen alle Fremden einen heftigen Groll gefaßt. Diese Menschen, sagt sie, die ein bißchen in der Welt herum gereis't sind, wollen alles besser wissen als wir. Es sind einbildische, überkluge Sonderlinge, die uns über die Achsel ansehen, und uns mit ihren neumodischen Narrheiten in unserer gemächlichen Ruhe stören."

„Nun, ganz Unrecht haben die Frau Bürgermeisterin wahrlich nicht!" fiel der Stadtrichter ein. „Ich selbst gehe am liebsten mit Leuten um, die hier gezogen und geboren sind, und mit uns einerlei Sitten und Meynungen haben. Mit ihnen kann man reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist; aber im Gespräch mit Fremdlingen muß man sich immer Zwang anthun, und auf zierliche Ausdrücke sinnen. — Indessen könnte uns doch die Ertheilung des Bürgerrechts einen erklecklichen Nutzen verschaffen. Herr Richard würde diese Ehre nicht umsonst verlangen, sondern sich,

nach seiner schon erprobten Großmuth, durch ein freiwilliges Geschenk an die Stadtkämmerei dafür erkenntlich bezeigen. Sie befindet sich, bekannter Maßen, in den traurigsten Umständen. Folglich kann uns eine ehrliche Speculation, sie zu bereichern, gar nicht verdacht werden."

---

## Drei und zwanzigstes Kapitel.

### Die Illumination.

„Gut, es mag geschehen!" sagte die Bürgermeisterin, als das Ansuchen der Bürgerschaft bei ihr in Vortrag gekommen war. „Aber es muß in dem Bürgerbriefe dem Indier zur Bedingung gemacht und eingeschärft werden, nicht nur Dir und den übrigen Rathsgliedern die geziemende Achtung zu erweisen, sondern auch Mich als die vornehmste Frau der Stadt anzuerkennen, und mir bei festlichen Gelegenheiten vor allen andern Damen, besonders vor der unausstehlichen Doctorin Salm, den Rang zu geben."

„Liebe Frau," versetzte der Bürgermeister, „dieser kitzliche Punkt wird sich wohl kaum in den Ehrenbrief, den wir ausfertigen wollen, einschalten lassen."

„Warum nicht?" fragte sie hitzig. „Bist du etwa auch in die Doctorin vernarrt, daß du ihr nicht weh thun willst?"

„Darüber muß ich lachen, mein Schatz!" sagte der Bürgermeister. „Du kennst meine Kälte gegen das ganze weibliche Geschlecht, dich allein ausgenommen. Und verführte mich ja noch in meinen weit vorgerückten Jahren der böse Feind, meine Augen auf einen fremden Gegenstand zu werfen, so würde das gewiß nicht die fantastische Doctorin seyn. Also ihretwegen widersprach ich dir nicht. Ich befürchte bloß, den Indier zu beleidigen, und unsere, mit der Abzehrung behaftete Kämmerei-Kasse um die herrliche Gold-Tinctur zu bringen, womit er ihr in ihren Nöthen wahrscheinlich beispringen wird. Wer Vögel fangen will, muß nicht mit Knütteln drein werfen. Herr Richard ist ein verständiger Mann, und wird sich in Zukunft, als Bürger und Unterthan, selbst zum Gesetz machen, die Oberhäupter der Stadt und ihre Frauen gebührender Maßen zu ehren."

„Nun, auf diese Hoffnung wollen wir's wagen!"

rief die Bürgermeisterin, und ihrem Gemahl fiel ein Stein vom Herzen. Er war ordentlich stolz, daß er diese hohe Genehmigung des folgenden Tages auf dem Rathhause vermelden konnte.

Hier ward nun über den Inhalt und Ton der Urkunde, deren äußeres Gewand, und die Förmlichkeit, mit welcher man sie übergeben wolle, collegialischer Rath gepflogen.

„Mit der Urkunde selbst will ich bald fertig werden," sprach der Stadtsecretair. „Aber die Außenseite macht mir Sorgen. Es ist gewöhnlich, dergleichen Ehrenbriefe in massiven goldenen Kapseln zu überreichen."

„Ich glaube, Sie schwärmen!" fuhr der Bürgermeister auf. „Wie sollten wir das dazu nöthige Geld aufbringen? Wir müßten die ganze Stadt, mit Frauen und Kindern, verpfänden!"

Kreisel lächelte schalkhaft, und dachte: Auf deine Frau Liebste, du guter Mann, würden wir wohl wenig geliehen bekommen!

„Sollte nicht ein nettes Pappkästchen, mit Goldpapier überzogen, hinreichend seyn?" fragte der Senator Trottel.

„Wo denken der Herr College hin?" schalt der Stadtrichter. „Herr Richard ist ja kein Kind! So

wohlfeil kommen wir mit ihm nicht weg. Ich weiß aber bessern Rath. Der Tischler Veit hat gestern eine hier noch nie gesehene Seltenheit, ein kleines Bretchen kostbares Holz, Mahagoni genannt, an sich gekauft. Davon wollen wir ein Kästchen anfertigen lassen."

„Verzeihen Sie, Herr Stadtrichter!" fiel Kreisel ein. „Was uns eine Seltenheit ist, daran sahen sich Richards Augen längst satt. Reiche Leute — und auch andere, die eben nicht reich, aber eitel und stolz sind — haben Tische, Stühle, Schränke, Betten, und noch hundert andere Dinge, von Mahagoni. Es ist ein Wunder, daß sie noch nicht damit einheitzen."

„Ja, der Luxus ist jetzt auf den höchsten Gipfel gestiegen!" seufzte Magister Gabriel.

„Ersparniß und Geschmack," fuhr Kreisel fort, „werden sich am besten durch ein Futteral von Saffian vereinigen lassen. Ich stehe dafür, daß wir uns wenigstens dadurch nicht lächerlich machen."

Der Vorschlag ging durch, und es ward ferner beschlossen, daß der gesammte Rath den Bürgerbrief an Ort und Stelle begleiten, der Stadtsecretair aber ihn überreichen und die geziemende Anrede halten solle. Die bequemen Rathsherren wollten nur Zeugen der

Freude seyn, die Richard über dieses Ehrengeschenk haben würde.

Als nach einigen Tagen Kern und Schale bereit waren, versammelte sich der Magistrat in Feierkleidern auf dem Rathhause, ließ sich bei dem Ostindier anmelden, und zog in steifer Ordnung zu ihm hinüber. Richard nahm den Bürgerbrief mit anständigen Freudenbezeigungen an, bewirthete seine neue Obrigkeit mit einem köstlichen Frühstück, und ließ sie ohne weitere Begabung wieder ziehen. Aber eine halbe Stunde nachher that er seine milde Hand auf. Er übersandte hundert Louisd'or für die Stadtkasse, und überdieß noch zweihundert Thaler, welche die ärmsten fünfzig Einwohner zu gleichen Theilen empfangen sollten.

Die Herren des Raths waren außer sich vor Freude, daß sie ihr Netz nicht umsonst ausgeworfen hatten. Sie hielten Nachmittags eine außerordentliche Sitzung, in welcher einem vorgeladenen Ausschuß der Bürgerschaft die Ehre bekannt gemacht wurde, daß der reiche Ostindier nun ihr Mitbürger sey. Man beschloß, diese glückliche Begebenheit des folgenden Tages durch eine allgemeine Beleuchtung des Städtleins zu feiern. Der Rathsdiener Packer erhielt Befehl, diesen obrigkeitlichen Beschluß, dem die Lichtzieher großen Beifall schenkten,

von Haus zu Haus anzusagen, und die Unterlassung der angeordneten Festlichkeit mit einer ansehnlichen Geld- oder Gefängnißstrafe zu bedrohen. Hieraus kann man beiläufig lernen, wie bisweilen die freiwilligen Erleuchtungen entstehen, von welchen in den Zeitungen viel Aufhebens gemacht und gerühmt wird, daß jeder aus eigener Bewegung seine Lob- und Danklichter an der Flamme des Herzens angezündet habe.

Die Ausmittelung der fünfzig ärmsten Einwohner, die, nach Richards Vorschrift, Mann für Mann vier Thaler zu empfangen hatten, war leicht und schwierig, wie man es nehmen wollte, weil sich das ganze Städtlein in dürftigen Umständen befand. Das Mehr oder Weniger der Armuth abzuwägen, war den Rathsherren zu mühsam. Sie ernannten die Empfänger nach Gunst und Gefallen, und der beliebte Herr Blaffmann stand auf der Liste oben an, ungeachtet er sich durch Pfiffe und Kniffe in ziemlichen Wohlstand versetzt hatte. Hieraus ist wieder zu lernen, wie gewissenhaft dergleichen Spenden meistens vertheilt werden.

Am Abende des folgenden Tages stand die ganze Stadt im herrlichsten Lustfeuer. Hinter allen Fenstern fackelten Lichter, die größten Theils, da es an Leuchtern gebrach, aus einem Hügelchen von Lehm oder aus dem

Halse einer Flasche heraus brannten. Viele gute Bürger hatten aber nicht blos ihre Fenster, sondern auch ihre Köpfe illuminirt. Die Fuselbrenner waren beinahe noch mehr, als die Lichtzieher, mit der Einnahme dieses Tages zufrieden. Jauchzend durchschwärmten die begeisterten Illuminaten die Gassen, und schrien unaufhörlich: „Der reiche Ostindier, der neue Bürger, soll leben!"

Aber diese Bacchanten und andere still und nüchtern herum wandelnde Beschauer der stattlichen Illumination bemerkten bald mit Erstaunen und Mißfallen eine dunkle Lücke von vier Fenstern, an welchen kein Licht, kein Lämpchen brannte. Es war Alberts Wohnung. Er hatte, um der Anzündung eines Ehrenlichts für den Ostindier überhoben zu seyn, eine Reise auf's Land gemacht. „Seht den Rebellen!" rief Blaffmann. „Trotzt er nicht öffentlich der Obrigkeit? Versagt er ihr nicht den gebührenden Gehorsam? Und will er nicht dem steinreichen Ostindier damit ein Schnippchen schlagen, und sich vor uns Allen eine Gurke heraus nehmen? — Warte, du Gelbschnabel, wir wollen dir Gurken ins Fenster werfen!" — So scheltend hob er einen Stein auf, und zerschmetterte damit eine Scheibe. Jubelnd

folgte der Pöbel seinem Beispiel. Nach fünf Minuten war kein Fenster mehr ganz.

Indem aber Herr Blaffmann so sträflich verfuhr, zogen sich Wetterwolken über seinem eigenen Haupte zusammen. Ihn hatte der Kitzel gestochen, sich durch eine bildliche Darstellung, mit Inschrift, vor allen andern Einwohnern, die nur stumme Lichter ans Fenster gestellt hatten, auszuzeichnen. Es sollte etwas Charakteristisches und Witziges werden, und wenig oder nichts kosten. Was that der kluge Kopf? Er setzte die Perücke des Herrn Stadtpfarrers, die er eben zum Aufschmücken bei sich hatte, zierlich gekräuselt und gepudert, auf den Perückenstock, stellte diesen auf ein Blumenbret vor sein Fenster, umgab ihn mit Lampen und brachte daneben auf einem mit Oel getränkten Blatte folgende Inschrift an:

Wer zählt die Haare
An diesem Stutz?
So viele Jahre
Leb' Richard unter Gottes Schutz,
Seinen Feinden zum Trutz!

Dieser Einfall ward bewundert und belacht; denn Herr Blaffmann hatte, um die schneeweiße Perücke von

einem dunkeln Grunde abstechen zu lassen, den Perückenstock mit einem schwarzen Tuche umhangen, und sie so gedreht, daß sie der Gasse den Rücken zukehrte: es sah also nicht anders aus, als schaute der Herr Pastor bei dem Friseur zum Fenster hinein. Das Gerücht von dieser sonderbaren Erscheinung verbreitete sich schnell durch ganz Michelheim. Jedermann eilte hin, sie zu betrachten. Auch der Küster kam gerannt, sah mit Kopfschütteln die unanständige Figur, und hielt es für Pflicht, seinem beleidigten Obern davon Anzeige zu thun.

Der geistliche Herr entsetzte sich über Blaffmanns Frevelthat, war aber augenblicklich entschlossen, den Schimpf nicht zu dulden. Er ging stracks vor die rechte Schmiede, zu dem Bürgermeister, und bat um schleunige Hülfe. Die Frau Bürgermeisterin, die sich in alles mengte, wollte den Friseur in Schutz nehmen und seinen Vorwitz als einen unschuldigen Scherz darstellen; der Pfarrer ließ sich aber mit dieser Vertheidigung nicht beschwichtigen, sondern bestand darauf, daß die Perücke vom öffentlichen Pranger sogleich weggenommen, und Blaffmanns muthwilliger Mißbrauch des ihm anvertrauten Gutes exemplarisch bestraft werde.

Der fromme Bürgermeister, der seinen Beichtvater

nicht aufbringen wollte, weil er vor dem Löse= und Bindeschlüssel geziemende Achtung und Furcht hatte, nahm nun auf das finstere Gesicht seiner Gattin keine weitere Rücksicht, sondern willfahrte dem Gesuch. Er schickte nach dem Rathsdiener Packer, und befahl ihm, den Friseur aufzusuchen und zu bedeuten, daß er die öffentliche Ausstellung der geistlichen Perücke sogleich schließen, und des folgenden Tages auf dem Rathhause erscheinen solle, um darüber seine Verantwortung zu thun.

Packer, der sein Oberstübchen, wie gewöhnlich illuminirt hatte, taumelte fort. Es war ihm ungelegen, daß er die abendlichen Mußestunden, die er gern in einer Kneipe zubrachte, auf Geschäfte verwenden mußte. Er nahm sich vor, seinen Zorn auszulassen. Der Mann, den er suchte, war bald gefunden. Er stand vor seiner Hütte, betrachtete mit Wohlgefallen sein Werk, und freute sich der Lobsprüche, die ihm von Hack und Mack darüber gesagt wurden. „Marsch!" rief Packer, und stieß ihn unsanft in die Seite. „Der hochedle Herr Bürgermeister gebietet Euch, die Perücke dort oben vom Fenster wegzuschaffen, und Euch morgen auf dem Rathhause zu gestellen, wo Euch der Kopf gewaschen werden soll."

Erschrocken fragte Blaffmann: wie er zu diesen harten Andeutungen und zu dem noch härtern Rippenstoße komme.

Das Verständniß ward ihm eröffnet.

„Ist's möglich?" rief er aus. „Wie kann es der Herr Pastor übel nehmen, daß ich seine Perücke, die er selbst in der ganzen Stadt auf dem Kopfe herum trägt, in der unschuldigsten Absicht, und gleichsam mit einem Heiligenschein umgeben, hier ausstellte?"

„Macht das mit ihm und dem Herrn Bürgermeister aus!" sagte Packer. „Ich soll und muß dafür sorgen, daß dem Spectakel ein Ende wird."

Blaffmann, der sein mit Beifall gekröntes Werk nicht gern vernichten wollte, suchte verzögernde Ausflüchte; aber der Rathsdiener erhob seinen furchtbaren Stock, trieb damit den widerspänstigen Schwätzer ins Haus, und ging nicht eher von dannen, bis die Perücke, sammt der Inschrift, von der öffentlichen Schaubühne weggebracht war. „Meine Gebühren will ich mir morgen an Gerichtsstelle ausbitten;" sprach er beim Abschiede. „Wir werden wohl mehr mit einander zu thun bekommen."

## Vier und zwanzigstes Kapitel.

### Blaffmanns Drangsal und Triumph.

Richard erfuhr noch denselben Abend, daß man seinetwegen Alberts Fenster eingeworfen hatte. Das war ihm sehr unangenehm. Konnte nicht Albert glauben, er selbst sey der Anstifter einer so kleinlichen Rache? Diesen Verdacht wollte er nicht auf sich fallen lassen. Er wandte sich deßhalb an den Magistrat mit schriftlicher Bitte, den Rädelsführer Blaffmann und seine Rottgesellen zur Verantwortung zu ziehen und auf eine nachdrückliche und ausgezeichnete Weise zu bestrafen.

Blaffmann stand eben, wegen des Unfugs mit der Stutzperücke, vor den Gerichtsschranken, als Richards Schreiben dem Bürgermeister übergeben wurde. Er las es mit sichtbarer Gemüthsbewegung, und sagte: „Blaffmann! Blaffmann! Er hat gestern einen unklugen Streich über den andern gemacht! Da kommt eben ein Klagebrief, worin Er beschuldigt wird, Er habe den ersten Stein in Alberts Fenster geworfen."

„Ja, das that ich, und ich rühme mich deß!" sprach der Friseur freudig.

„Bringen Sie sein Geständniß zu Protokoll, Herr

Stadtsecretair!" sagte der Bürgermeister mit einem kläglichen Tone.

„Ich hoffe," fuhr Blaffmann muthig fort, „die edlen und hochweisen Herren werden mich darüber mehr loben als schelten. Die Illumination war von Denenselben befohlen, alle Bürger und Einwohner leisteten Gehorsam, nur Monsieur Albert spielte den Freiherrn, und steckte kein Licht an; da gerieth ich in Eifer, und warf ihm die nachtschwarzen Fenster ein, um dem edlen Rathe meine Ergebenheit und dem Ostindier Anhänglichkeit und Ehrfurcht zu beweisen."

„Er hat sehr fehl geschossen!" sagte der Stadtsecretair. „Eben der Mann, den Er durch eine tumultuarische, gesetzwidrige Handlung zu ehren glaubte, ist als Kläger gegen Ihn aufgetreten, und dringt darauf, daß Er gezüchtiget werde. Und das verdient Er in jeder Betrachtung! Denn ich weiß sehr gut, daß Sein vorgeblicher edler Enthusiasmus nichts als Rache, hämische Selbstrache war."

„Und ich weiß sehr gut," sagte Blaffmann nachspottend, „daß der Herr Stadtsecretair mein Freund nicht sind."

„Das gesteh' ich gern;" antwortete Kreisel. „Wie könnt' ich der Freund eines Menschen von Seinem

Schlage seyn? — Eines Menschen, der immer, wie die tausendzüngige Fama, die Posaune der Klätscherei am Munde hat, und überall, wo er seinen Fuß hinsetzt, den Samen der Zwietracht ausstreut. — Doch wozu dieser Wortwechsel? Er hat die gerügte That eingestanden; die Herren des Raths mögen Sein Strafurtheil sprechen."

Der Bürgermeister rieb sich verlegen die Stirn. Er befahl dem frechen Sünder, vor der Hand abzutreten und im Vorsaal auf weitern Bescheid zu warten.

„Was machen wir nun mit dem Schuft?" sagte der Bürgermeister, und sah seine Collegen an. „Meinetwegen möcht' er gehangen werden; aber die Damen schirmen und schützen ihn."

„Ja, bei denen gilt er mehr, als er werth ist!" fiel Herr Trottel seufzend ein.

„Allen Respekt gegen die Damen!" sagte der Stadtrichter. „Ihre Protektion kann und darf aber den stracken Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen."

„Dieser Meynung trete ich vollkommen bei;" sprach Magister Gabriel.

„Ihr Herren könnt gut reden! Ihr habt keine Weiber!" ächzte der Bürgermeister. „Aber wir armen beiden Ehemänner werden's ausbaden müssen, wenn

der Hausschlange, dem Blaffmann, etwas zu Leid geschieht."

„Und das muß nothwendig geschehen;" sagte der Stadtsecretair. „Das ist der Magistrat seiner Ehre und den Gesetzen schuldig. Und überdieß hat unser Freund und Gönner, Herr Richard, der sich den Sturm auf Alberts Fenster nicht zurechnen lassen will, mit dürren Worten gebeten, den Thäter auf eine ausgezeichnete Weise zu bestrafen. Wir dürfen ihm also nicht durch die Finger sehen und ihn etwa mit einem sanften Verweise durchschlüpfen lassen."

Der Bürgermeister befand sich in einem höchst unangenehmen Gedränge, und saß einige Minuten lang in tiefen Gedanken. Endlich entschloß er sich, lieber ein häusliches Ungewitter auszuhalten, als den reichen Mann vor den Kopf zu stoßen. Er forderte daher den Stadtsecretair auf, einen annehmlichen Vorschlag zu Blaffmanns Bestrafung zu thun.

„Wir verfahren sehr gnädig mit ihm," erwiederte Kreisel, „wenn wir ihn zum Ersatz des angerichteten Schadens verurtheilen, und ihn überdieß, als Anstifter eines öffentlichen Tumults, drei Tage bei Wasser und Brod gefangen setzen.

Der Consul erschrack und rief: „Nein, das ist zu

hart! Das kann ich zu Hause nicht verantworten!" Doch Herr Schneppe und Meister Gabriel stimmten dem Stadtsecretair bei, und Senator Trottel war aus Bequemlichkeit neutral. Der Bürgermeister stand nun, als Blaffmanns Verfechter, allein auf dem Platze und konnte das Feld nicht länger behaupten. Er gab also nach, handelte jedoch von den drei Gefängnißtagen einen herunter; und damit ihm wenigstens der Ausspruch des Urtheils von seiner Hausherrin nicht zur Last gelegt werden könnte, so bat er den Stadtrichter, das Wort zu führen.

Blaffmann ward wieder herein gerufen, und erwartete mit ruhiger Miene, völlig freigesprochen zu werden. Als ihm aber der Stadtrichter seine Sentenz eröffnete, fuhr er heftig dagegen auf, schalt die Herren insgesammt parteiische Richter, und erklärte mit stampfenden Füßen: er gehe durchaus nicht in den Bürger-Gehorsam.

„Nun, so muß man Ihn dahin führen lassen;" versetzte der Stadtrichter, und rief dem Rathsfrohn.

„Lebendig bringt Ihr mich nicht von der Stelle!" schrie der Perückenmacher dem herein tretenden Häscher entgegen.

„Ist er Arrestant?" fragte Packer nach dem Raths-

tische hin; und kaum erhielt er ein Ja zurück, so wollte er seine Faust, wie ein Raubvogel die Fänge, in Blaffmanns Rockkragen einschlagen. Aber entwischend lief der Flüchtling, als würde Haschemännchen gespielt, um den Gerichtstisch herum, klammerte sich bald an den, bald an jenen Stuhl, und riß beinahe die hochgebietenden Herren sammt ihren Thronen zu Boden. Zuletzt fuhr er mit solchem Ungestüm unter den Tisch, daß alle darauf stehenden Tintenfässer vor Schrecken aufsprangen und schwarze Thränenbäche vergossen. Eine der langen Manschetten des Stadtrichters hatte das Unglück, von der raschen Fluth ergriffen zu werden. Dieser Schandfleck setzte den zierlichen Mann in Wuth. „Nun ergebt Euch den Augenblick!“ rief er unter den Tisch hinunter. „Sonst schwör' ich hoch und theuer, daß Ihr nicht zwei Tage, sondern zwei Wochen gefangen sitzen sollt!“

Blaffmann kroch hervor, und sagte: „Lassen Sie uns ein vernünftiges Wort mit einander sprechen, meine Herren! Sie wollen das Einwerfen der Albert'schen Fenster mit zweitägigem Gefängniß bestrafen, und ich muß mir das gefallen lassen. Aber von diesen zwei Tagen kommen höchstens nur zwei Stunden auf meinen Kopf; denn es nahmen wenigstens vier und

zwanzig Personen an der Kanonade Theil, und alle diese Gehülfen will ich jetzt namentlich angeben, damit jeder seinen Lohn empfange. Schreiben Sie, Herr Stadtsecretair!"

„Schurke!" murmelte Kreisel in sich hinein, und schrieb die ihm genannten Mitschuldigen auf. Als er aber damit fertig war, erklärte er dem Denuncianten, daß der Verrath seiner Spieß- und Steingesellen keinen rechtlichen Bewegungsgrund darbiete, die ihm zuerkannte Strafe um eine Minute zu verkürzen, sondern daß er vielmehr durch diese niederträchtige Angeberei verdient hätte, mit doppelter Buße belegt zu werden. Blaffmann wollte sich von neuem dagegen auflehnen; aber Packer, dem der Stadtrichter mit den Augen winkte, ergriff ihn schnell am Arme, schleuderte ihn zur Thür hinaus, und brachte ihn glücklich ins Gefängniß, ungeachtet der Arrestant unabläßig mit ihm rang, sich mit dem Brenneisen und dem Puderbeutel wehrte, und damit den Gassen und Gäßlein, durch welche das Gefecht ging, ein eben so unerwartetes als lächerliches Schauspiel gab. Packer ward bei dem Kampfe so weiß, als wäre er mit seinem dunkelblauen Rocke in einen Mehlsack gekrochen. Die Herren des Raths brachen in ein Gelächter aus, als er so gestaltet zurück kam und

seinen gehorsamsten Bericht über die vollzogene Verhaftung abstattete.

Nur der Bürgermeister war zum Lachen nicht aufgelegt: denn er mußte nun bald vor dem furchtbaren Richterstuhle seines Weibes erscheinen, und Rechenschaft geben von einer That, deren höchste Mißbilligung er mit Zittern voraus sah. Er fürchtete, daß ihm ein gräßlicher Zank sein für diesen Mittag zubereitetes Leib- und Lieblingsgericht, Schinken mit Erbsen, verbittern und versalzen würde. Und indem ihm diese traurigen Gedanken durch den Kopf zogen, sandte ihm seine Gemahlin, noch vor Ablauf der gewöhnlichen Gerichtszeit, einen Boten, mit dem gemessensten Befehle, sich sofort nach Hause zu verfügen. Bestürzt nahm er Hut und Stock und empfahl sich mit ängstlicher Eilfertigkeit. „Mein Herr Bürgermeister,“ sagte der schalkhafte Stadtrichter, „es dünkt mich heute nöthiger als jemals, Ihnen eine gesegnete und fröhliche Mahlzeit zu wünschen.“ Schweigend verschmerzte der Bürgermeister den Stich, fand es aber in seinem Herzen sehr unchristlich, einen Betrübten noch mehr zu betrüben.

„Seyd ihr alle närrisch geworden auf dem Rathhause?“ fuhr ihm mit zornfunkelnden Augen sein Haus-

drache entgegen. „Warum verfolgt ihr Barbaren den ehrlichen Blaffmann? — Der arme Mensch schickt aus der Büttelei zu mir, meldet mir die ganze Pastete, und fleht mich um Beistand an. Er solle, läßt er mir sagen, zwei Tage bei Wasser und Brod sitzen. Ist das wahr?"

„Ja, leider ist's wahr!" seufzte Herr Felden. „Aber ich bin nicht Schuld — ich bin wahrlich nicht Schuld, liebe Frau! — Der Ostindier, dem man nichts abschlagen kann, drang auf strenge Bestrafung — der Stadtrichter, der harte Mann, sprach das Urthel — und ich — überschrien, überstimmt — was wollt' ich machen?"

„Du bist ein regierender Bürgermeister wie ein Hund für'n Groschen!" rief sie, mit grimmigem Gelächter. „Komm her, du Regent, ich will dir die Krone aufsetzen, die dir gebührt!" Damit drückte sie ihn auf einen Stuhl, hob ihm die Perücke vom Kopfe, stülpte ihm eine Nachtmütze auf, und zog sie ihm über Augen und Ohren herunter. „Da sitz' und hungere, du Schlafmütze!" sagte sie. „Deine Portion Schinken und deine Flasche Doppelbier habe ich dem unschuldig Gefangenen geschickt, und Du magst, an seiner Statt, mit Wasser und Brot fürlieb nehmen."

„Nein, das geht zu weit! Das ist wider Urthel und Recht!" schrie er aufspringend, und machte Miene, sich als Mann und Hausherr zu zeigen. Er warf die Nachtmütze auf den Fußboden, setzte die Perücke hastig wieder auf, ergriff seinen Stock, und es war einen Augenblick zweifelhaft, ob er ausgehen oder Schläge austheilen wollte. Die Wahrscheinlichkeit des Letztern gewann sogar die Oberhand; denn er ging rasch auf seine Frau zu, und sagte mit weinerlicher Stimme: „Hast du nicht noch ein Bißchen Schinken für mich?" —

Sie lachte laut auf, und versprach ihm ein kleines Schnittchen, wenn er angeloben wolle, sogleich nach der Mahlzeit Anstalt zu treffen, daß der Gefangene wieder auf freien Fuß komme. „Er ist der einzige Mensch in der Stadt," sagte sie, „der mir den gebührenden Respekt erweis't; darum schütz' ich ihn aus ganzer Macht, und bestehe darauf, daß er noch vor Sonnen Untergang wieder losgelassen werde. Sonst ruf' ich alle Weiber der Stadt zusammen, wir machen einen Aufruhr, stürmen das Gefängniß, und führen den wackern Mann im Triumph heraus."

„Da sey Gott vor!" sagte der Bürgermeister. „Die französische Revolution hat in Europa schon alles auf den Kopf gestellt; drum wollen wir doch ja in unserer

lieben Stadt, wo bisher noch Ruhe und Ordnung herrschten, keinen solchen Wirrwar anfangen. Blaffmann soll binnen drei Stunden frei seyn; hier hast du meine Hand darauf. Aber nun beschicke den Tisch; mich hungert entsetzlich!"

Nach eingenommener Mahlzeit, die sehr knapp ausfiel, weil wirklich der größte und beste Theil derselben schon in der Büttelei verzehrt worden war, ging der Bürgermeister mit schwerem Herzen zum Stadtrichter, vertraute ihm seine häusliche Noth, und bat dringend, des Friseurs Freilassung zu genehmigen. Herr Schneppe bewilligte, nach einigem Widerspruch und Gehöhne, die Bitte des Kreuzträgers, ließ sich aber durch keine Vorstellung bewegen, die zugestandene Befreiung sogleich zu gestatten, sondern beharrte darauf, den Verbrecher bis nach Sonnen Untergang im Kerker zappeln zu lassen.

Während der Zeit eilte Madame Felden zur Frau Gevatterin Trottel, weil deren Fenster die angenehme Aussicht auf die Büttelei hatten. Es wurden mehrere gleichgesinnte Damen dahin zu dem Vergnügen berufen, den edlen Dulder aus den Pforten des Kerkers wandeln zu sehen. Sie warteten insgesammt mit brennender Sehnsucht auf dieses herrliche Schauspiel. End-

lich ging die Sonne unter, und der Damen Sonne ging auf. Herr Blaffmann trat aus dem schwarzen Gefängnißpförtchen frei hervor. „Vivat! vivat!" riefen seine Gönnerinnen aus den geöffneten Fenstern, und schwangen ihm weiße Tücher, als Freudenfahnen, entgegen. Gerührt blieb er stehen, entblößte sein Haupt, verbeugte sich tief, und begab sich, von neuem Vivatruf begleitet, stolz und fröhlich nach Hause.

---

## Fünf und zwanzigstes Kapitel.

### Das Cassino.

Herr Kreisel, der keine Gelegenheit versäumte, seinen poetischen Springbrunnen spielen zu lassen, goß seinen gerechten Aerger über Blaffmanns Triumph in einem satyrisch=komischen Gedichte aus, das aber erst nach seinem Tode — den Apollo und die Musen noch lange abwenden mögen! — gedruckt werden soll. Er theilte das Manuscript bloß dem Stadtrichter und dem Ostindier mit, die sich nicht wenig daran ergötzten.

Richard und Kreisel waren vertraute Freunde geworden. Sie kamen täglich zusammen, und Michelheims Horaz befand sich an der üppigen Tafel des ostindischen Mäcenas ungleich besser, als an dem magern Kosttische des Rathskellers, wo er gewöhnlich zu speisen pflegte.

Eines Tages erinnerte ihn Richard an ihr, bei des Dichters erstem Besuche gehaltenes Gespräch über den Geist der Kleinstädter. „Ihre Schilderung," sprach er, „dünkt mich damals ein Karricaturbild; doch je länger ich hier wohne, je treffender finde ich Ihr Gemälde, und das Possenspiel, das täglich vor meinen Augen aufgeführt wird, belustiget mich. Ich wünschte nur, daß ich einen bequemern Sitz vor der Bühne hätte. Der Aufenthalt im Gasthofe, wo mich fast jede Nacht das Getümmel der Frachtfuhrleute im Schlafe stört, will mir nicht mehr gefallen."

Kreisel schlug ihm den Ankauf eines großen Meierhofes vor, der am Ende der Vorstadt lag, und mit einem schönen, geräumigen Herrenhause versehen war, das ein in Ungnade gefallener Minister erst vor zehn Jahren gebaut, und bis an seinen, kurz vor Richards Ankunft erfolgten Tod einsiedlerisch bewohnt hatte. Den Werth und die Annehmlichkeit des Grundstücks erhöhte ein zierlicher Lustgarten, der sich eben jetzt in

Gefahr befand, vernichtet und in ein Krautfeld verwandelt zu werden. Ein reicher Bauer handelte mit dem Erben des Ministers um das Gütchen, und hatte schon auf der Bierbank das Todesurtheil über den Garten gesprochen. Er war aber zum Glück noch nicht Herr über Leben und Tod der Blumen und Bäume; denn der Abschluß des Handels stieß sich noch an einige hundert Thaler, die der zähe Landmann nicht geben und der geizige Erbe nicht nachlassen wollte.

Richard entschloß sich sogleich, den Garten vom Untergange zu retten. Die beiden Freunde besahen mit einander den Meierhof. Er gefiel dem Indier; und da ihm die paar hundert Thaler, derentwegen sich der Krautbauer unschlüssig hinter den Ohren kratzte, eine Kleinigkeit waren, so kam der Kauf mit drei Worten zu Stande.

Einige Tage darauf bezog Richard sein neues Wohnhaus. Das machte Aufsehen! Die ganze Stadt sprach eine Woche lang von nichts anderm. Man hielt es nun für entschieden, daß er sein Leben in Michelheim beschließen und sich mit Elisen vermählen würde. Das Letztere glaubte man um so eher, da die Sage ging, Albert und der Hauptmann wären mit einander zerfallen, weil Dieser am Richardsfeste ziemlich glänzend

illuminirt, und Jener es ganz unterlassen hatte. Beide sollten sich darüber, wie es hieß, Vorwürfe gemacht und tüchtig gezankt haben. Dieses schwankende Gerücht schien sogar durch den Umstand, daß Albert den zweiten Tag nach der Illumination mit Sack und Pack von Michelheim abgereis't war, einigen Halt zu bekommen. Die zerschmetterten Fenster hatte er seinem Hauswirthe bezahlt, und sich gegen den Magistrat schriftlich erklärt, daß er den Betrag des von dem Friseur zu leistenden Schadenersatzes der Armenkasse schenke. Er hatte damit in Michelheim gleichsam sein Testament gemacht, und die Spürer und Forscher wollten auch noch aus vielen andern Merkmalen schließen, daß es mit seinem Leben dort aus sey. Elisens Feindinnen mißgönnten ihr zwar den reichen Gemahl, der ihr bestimmt schien; doch auf der andern Seite sah man es gern, daß der gastfreie Mann, der nun auch nächstens wieder einen stattlichen Einzugsschmaus geben mußte, in Michelheim blieb, und so hoben sich Verdruß und Vergnügen gegen einander auf.

Nur der Gastwirth war mit dem Kaufe des Meierhofes sehr unzufrieden. Er verlor dadurch einen Miethmann, den er zeitlebens zu behalten gewünscht hätte. Das obere Stockwerk seines Hauses brachte ihm oft

Monate lang keinen Groschen ein, weil selten ein Reisender von Stande nach Michelheim kam, und die im goldnen Fasse ausspannenden Frachtführer nicht gewohnt waren, sich besondere Zimmer geben zu lassen. Doch der betrübte Mann ward auf eine unverhoffte Weise getröstet. Die Honoratioren des Orts plagte seit einiger Zeit der Wunsch, ein Cassino zu besitzen, damit andere große Städte — denn unter diese zählte jeder Michelheimer sein Michelheim — nichts vor ihnen voraus hätten. Es war aber, seitdem dieser Einfall ihre Köpfe beschäftigte, kein Haus mit hinreichendem Raum zu einer solchen, ins Große gehenden Anstalt zu finden. Da ward nun auf Einmal der Hauptstock des Gasthofes wieder leer, und eignete sich vollkommen dazu: denn er enthielt vier Zimmer in Einer Reihe, und neben denselben einen Saal, der den einzigen Fehler hatte, daß Tänzer von etwas langer Statur ihre Sprünge vorsichtig zügeln mußten, um nicht mit der Scheitel an die Sterne zu stoßen, mit welchen die Decke auf einem azurblauen Grunde sinnvoll bemahlt war, um anzudeuten, daß man sich hier in einem Himmel befinde. Herr Kreisel, der den Auftrag hatte, einen Platz für das Cassino auszuforschen, ergriff die schöne Gelegenheit, und konnte den ansehnli-

chen Zins, den der Gastwirth forderte, um so leichter gewähren, da sich Richard erklärte, dem Cassino beizutreten und die Hälfte der Jahrmiethe allein zu tragen. Er wollte durch dieses Opfer den knauserigen Herren und Damen des Städtchens einen Gefallen erweisen, und überhaupt das Gelingen der Sache befördern, damit er, so oft es ihm gefiele, das Vergnügen haben könnte, die schnurrigen Männlein und Weiblein gleichsam in ihren Schlafröcken und Nachthauben zu sehen, weil sie in einem Hause, wo sie für ihr Geld lebten, nicht genöthiget waren, sich Zwang anzuthun. Denn lud er sie zu Gaste, so verlarvten und verschönerten sie ihre Natur, und kehrten die beste Seite heraus. Sie machten sich freilich gerade dann am lächerlichsten, wenn sie sich vorsetzten, recht zierlich und liebenswürdig zu seyn; doch auf ihren hohen Paradepferden hatte sie Richard schon mehrmals gesehen; er wollte sie nun auch als nachlässige Fußgänger kennen lernen.

Sein freigebiges Anerbieten nahmen Alle, die zu dem Cassino unterzeichneten, ohne Bedenken mit Dank an; aber dennoch wäre beinahe das treffliche Werk aus zwei Ursachen krebsgängig geworden. Erstens verlangten die meisten Theilnehmer, der Gastwirth solle

ihnen die Freiheit gestatten, ihre Bierflaschen und Butterschnitte mitzubringen, weil sie unter seinem prächtigen Sternenhimmel eben so wohlfeil, als zu Hause leben wollten: er hingegen bestand darauf, sie sollten und müßten, wenn sie in seinem Himmelreiche etwas genießen wollten, bei ihm in die Kost gehen, und ihm einen billigen Gewinn zufließen lassen. Der zweite Anstoß entsprang aus Blaffmanns frechem Vorhaben, ein Mitglied des Cassino's zu werden. Denn wie sich ein Theater-Recensent nothwendig ins Schauspielhaus begeben muß, wenn er Schauspiele beurtheilen will, so hielt auch Blaffmann seine tägliche Gegenwart im Cassino für erforderlich, um alle Handlungen, Worte und Geberden der Versammlung zu belauern, und immer neuen Stoff zu Aufhetzungen daraus zu schöpfen. Er nahm daher, als er die in den vornehmen Häusern umlaufende Unterzeichnungs-Liste irgendwo fand, eigenmächtig die Feder, und schrieb seinen werthen Namen darunter. Aber zornig strich ihn Kreisel wieder aus, und ließ dem Taugenichts sagen: er möge sich auf keine Weise zum Cassino einrichten, indem dort für ihn und seines Gleichen kein Platz sey. Aufgebracht lief Blaffmann zu seiner Schutzgöttin, und beklagte sich über diese Beleidigung. Sie versprach, seine Auf-

nahme in die geschlossene Gesellschaft entweder durchzusetzen, oder die ganze Anstalt in der Geburt zu ersticken. Ihr Gemahl ward durch eine gute Portion westphälischen Schinken gewonnen, dem abgewiesenen Cassino-Candidaten nicht nur selbst seine Stimme zu geben, sondern auch die Stimmen anderer wichtigen Männer für ihn zu sammeln. Der Werber ging aus, betrieb sein Geschäft mit Eifer, und war nicht unglücklich darin, weil er den Haarkräusler allenthalben als einen schätzbaren Künstler und seinen Hausfreund darstellte. Als er aber an der Spitze seiner Bundesgenossen anrückte, um für ihn einen Stuhl im Cassino zu erobern, schlug ihn Richard mit wenigen Worten auf's Haupt. Er erklärte nämlich: er sage sich, wenn er mit dem klatschhaften Perückenmacher in Gesellschaft treten solle, von dem Cassino und seinem Versprechen, den halben Jahrzins zu bezahlen, völlig los, wolle hingegen die Berichtigung der ganzen Hausmiethe übernehmen, wenn dem zudringlichen Menschen die Thür verschlossen würde. Das that gute Wirkung. Blaffmann bekam nun einstimmig den Repuls, und selbst seine hohe Beschützerin ließ ihn ihm Stiche, weil der Freiplatz im Cassino ihrem Geize behagte.

Auch die Streitigkeit mit dem Gastwirth endigte ein

gütlicher Vertrag. Es ward scharf behandelt und bestimmt, was er für eine Flasche Bier, eine Portion Butterbrot, und so weiter, zu fordern berechtigt seyn solle; und als er sich diesen Zügel anlegen ließ, war man zufrieden.

Das Cassino ward mit einer fröhlichen Abendmahlzeit eingeweiht. Aber bei der Tafel ereignete sich ein verdrießlicher Vorfall. Es flog ein ansehnlicher Klumpen weicher Straßenkoth durch ein offnes Fenster ins Speisezimmer, und schoß der Frau Bürgermeisterin so vollständig ins Gesicht, daß es plötzlich, wie mit einer schwarzen Larve, bedeckt ward. „Blaffmann spukt!" rief Kreisel, und stürzte fort, indem die übrige Gesellschaft von unthätigem Entsetzen gelähmt saß. Er wollte den Thäter fangen, und rannte, da er niemanden vor dem Hause fand, in Blaffmanns Wohnung. Aber ruhig, wie die reinste Unschuld, war der fleißige Mann mit dem Bau einer Perücke beschäftiget, und versicherte hoch und theuer, er sey den ganzen Abend von seinem Stuhle nicht aufgestanden. Kreisel konnte ihn des Gegentheils nicht überweisen; er mußte sich unverrichteter Sache zurückziehen.

Indessen hatte sich die Frau Bürgermeisterin demaskirt, und die verscheuchte Freude fand sich allmälig

wieder ein. Sie waltete besonders beim Nachtisch, als man ein heiteres, von dem gekrönten Poeten ausdrücklich zu dieser Gelegenheit gedichtetes Einweihungslied sang, wovon hier eine Strophe zur Probe stehen mag.

Tretet froh und gutgesinnt
In der Freundschaft Hallen!
Nach des Tages Hitz' und Last,
Sey hier wohl uns Allen!
Lieb' und Freundschaft, Hand in Hand,
Mögen traut hier wallen,
Und die Zänker jaget fort
In des Teufels Krallen!

---

## Sechs und zwanzigstes Kapitel.

### Gesellige Unterhaltungen im Cassino.

Die fliegende Larve kam wirklich aus Blaffmanns Hand. Da er aber gleich nach dem Schuß, wie ein gehetzter Hase, davon lief, so gelang es ihm, seine

Klause unentdeckt zu erreichen. Es that ihm nicht im geringsten leid, als er hörte, daß der blinde Wurf die wortbrüchig gewordene Frau Bürgermeisterin getroffen hatte. Er wollte jedoch nicht ganz mit ihr in Feindschaft gerathen; darum ging er des nächsten Morgens mit frecher Stirn zu ihr. Sie empfing ihn kalt, und zieh ihn der ihr widerfahrenen Mißhandlung. Er geberdete sich, als wandelte ihn eine Schreckens-Ohnmacht an, schlug so heftig, daß Puderwolken aufflogen, an seine Brust, betheuerte damit seine Unschuld, und nannte verschiedene Personen, welche die verruchte That wohl verübt haben könnten. Sie glaubte ihm; die alte Freundschaft ward wieder hergestellt. Als sie aber die von ihm beschuldigten Leute vor Gericht gezogen haben wollte und der Bürgermeister darüber die Abfassung eines Protokolls auf dem Rathhause verlangte, sagte Kreisel mit Unwillen: „Ich setze deßhalb keine Feder an! Soll ich zum Werkzeuge dienen, unschuldige Menschen zu quälen? Blaffmann, und kein Anderer, war der Larvenfabrikant! Er kann aber besser laufen als ich, und darin besteht seine Unschuld."

Der Stadtrichter war gleicher Meynung. Die Untersuchung ward nicht angestellt. Beide Widersprecher

fielen bei der Frau Bürgermeisterin in Ungnade, machten sich aber wenig daraus.

Das Cassino war, wie sich voraus sehen ließ, ein Schauplatz vieler Lächerlichkeiten. Man bestrebte sich hier allgemein, die Sitten und Gebräuche der Großstädter nachzuahmen. Es war aber schon ein Verstoß gegen die anderwärtige Verfassung der ächten Cassino's, daß in dem zu Michelheim die Damen einen Tag wie den andern Sitz und Stimme hatten. Sie zierten sich, wie gewöhnlich, am meisten. Sie entsagten vor allen Dingen dem guten Stadtbiere, das sie insgesammt liebten, und tranken schwachen, erbärmlichen Thee, mit möglichster Schonung des dazu gegebenen wenigen Zuckers, den sie einsteckten und mit nach Hause nahmen. Der Tabaksrauch, der schon ihre Wiegen umnebelt hatte, ward ihnen auf Einmal unleidlich. Sie bekamen den Husten und andere Uebelkeiten davon, und führten den Schmauchern oft zu Gemüthe, daß die Damen in großen Städten mit dieser garstigen Unart verschont würden.

Da sie sich in Allem, so viel als möglich, nach jenen Vorbildern richteten, so hätten sie auch gern mit feinen Damen-Arbeiten, zum Beispiel mit denen, die man im gemeinen Leben — wenn Schreiber dieses

recht gehört hat — Tambouriren und Häkeln nennt, öffentlich geprunkt; doch nur geübt, die Maultrommel der Klätscherei zu rühren, und einander, wie Katzen, zu häkeln, machten sie in jenen Künsten unglückliche Versuche, und handhabten dann wieder die alten Stricknadeln, die übrigens hier kein Tadel treffen soll, weil sie seit uralter Zeit, in den Händen fleißiger Hausfrauen, mehr Nutzen stifteten, als von der Tambourin-Nadel bis ans Ende der Welt zu rühmen seyn wird. Eines Abends hatte eine alte Matrone, der sogar das Stricken nicht recht von der Hand ging, den wunderbaren Einfall, sich ihr Spinnrad ins Cassino nachtragen zu lassen. Darüber fuhr aber die ganze Gesellschaft scheltend auf, und erklärte dem Mütterchen, daß diese gar zu gemeine Beschäftigung hier nicht geduldet werden könne. Das Spinnrad mußte nun sogleich den vornehmen Ort mit Schimpf und Schande wieder verlassen.

Bisweilen nahm man Pfänderspiele vor, wobei mit einem zusammengedrehten Tuche weidlich kallascht wurde. Die Frau Doctorin Salm, die gern mit ihrem Bißchen Witz und Verstand glänzte, brachte das Sprüchwörterspiel in Vorschlag. Man kam aber damit nicht fort, weil nur sie und der Stadtsecretair die Fähigkeit

besaßen, Rollen zu übernehmen und aus dem Stegreif zu sprechen. Dann und wann unterhielt sie auch die Gesellschaft dadurch, daß sie die Komödienzettel, die sie wöchentlich aus der Hauptstadt erhielt, von Wort zu Wort ablas, und den Inhalt der ihr bekannten Stücke declamatorisch vortrug. Die Zettel wurden dann, nach der Zeitfolge, an die Wand geheftet, damit es das Ansehen haben sollte, als würde täglich in Michelheim ein Schauspiel gegeben.

Die Herren vertrieben sich meistens die Zeit mit Kartenspielen, wobei Mancher, der ein paar Gröschlein verlor, Fortunen deßhalb noch heftiger ausschalt, als weiland der Dichter Bürger, der sie, wie bekannt, öffentlich an den Pranger stellte. Andere, die nicht spielten, tummelten sich auf dem Steckenpferde der Politik. Der muthigste Reiter war der Kaufmann Eusebius. Er wußte die geheimsten Geheimnisse der europäischen Cabinette; und wollte man ihm nicht glauben, so zog er Briefe aus der Tasche, schlug darauf, und sprach: „Da steht's, meine Herren! Mehr sag' ich nicht!" — Einsmals verlor er im Cassino einen solchen wichtigen Brief, auf den er kurz zuvor stark gepocht hatte. Der glückliche Finder lief begierig damit in einen Winkel, und zu seinem Erstaunen enthielt

die Depesche nichts als die Worte: „Ew. Edlen werde die verlangten Partien Pfeffer und Swicent-Tabak nächstens durch Fuhrmann Steffen dienstwillig zu übermachen ohnermangeln."

Auch der leibliche Genuß im Cassino veranlaßte verschiedene lächerliche Auftritte. Alle Gattungen von Speise und Trank, die gewöhnlich an solchen Orten begehrt werden, waren vertragsmäßig auf den geringsten Preis herabgesetzt, und doch den sparsüchtigen Gästen noch viel zu theuer. Sie führten daher manches Päckchen Butterbrot heimlich ein, und verzehrten es in einem Winkel, damit der Unterschleif von dem Gastwirth und den Seinigen nicht bemerkt werden sollte. Man trieb oft die Vorsicht so weit, daß der eine Ehegatte Wache hielt und, wie ein Schirm, vortrat, wenn der andere die Contrebande verschluckte; aber dennoch ertappte der lauernde Wirth einige solche Pascher auf der That, und bestrafte sie laut und öffentlich mit unglimpflichen Worten.

Alle diese Erbärmlichkeiten waren dem Ostindier um so mehr eine reiche Quelle von Belustigung, da sie gegen seine Art zu leben und zu handeln himmelweit abstachen. Er brachte die meisten Abende im Cassino zu, ungeachtet er dort keine ruhige Stunde hatte, weil

er beständig mit kriechenden Ehrfurchtsbezeugungen, ekelhaften Schmeicheleien und einfältigen Fragen gehudelt ward. Die guten Michelheimer, die einander immer mit ihren weitschweifigen Amtstiteln anredeten, konnten sich durchaus nicht daran gewöhnen, den ungeheuer reichen Mann nur schlechtweg bei seinem Namen zu nennen. Einer nannte ihn Excellenz, der andere Ew. Hoheit, und das kahle Sie ging nur Wenigen über die Zunge; die Meisten sagten Dieselben oder gar Hochdieselben. Es ward ihm oft dringend ans Herz gelegt, sich in den Grafenstand erheben zu lassen. Die Leutchen hätten für ihr Leben gern einen Grafen in ihrem Cassino gehabt. Auch war es ihnen nicht lieb, daß er das asiatische Gewand, das er Anfangs in Michelheim trug, schon seit einigen Monaten abgelegt hatte, und jetzt überall in der gewöhnlichen europäischen Kleidung erschien. Sie fühlten sich überaus glücklich, wenn sie vor irgend einem Götzen, der durch äußerlichen Glanz einen starken Eindruck auf ihre Augen machte, niederfallen und anbeten konnten.

## Sieben und zwanzigstes Kapitel.

### Das Narrenreich.

Es war in den ersten Tagen des Septembers, als einsmals die Titelnarren dem Ostindier ganz besonders scharf zusetzten, sich um die Grafenwürde zu bewerben, oder sich wenigstens einen ansehnlichen Titel zu verschaffen, der, wie sie versicherten, von ihrem Landesfürsten um einen billigen Preis zu erhalten seyn würde. Richard hatte bei diesem Geschwätz, das kein Ende nahm, sehr lange Weile. Er bat den Stadtsecretair leise, mit ihm in seine Wohnung zu gehen, wo sie bei einer Flasche Burgunder ein vernünftiges Wort sprechen wollten.

Sie gingen. Es blieb nicht bei einer Flasche. Der Burgunder war gut; sie wurden lustig.

Die Rede kam unter andern auf die Titelnarren. „Kreisel, geben Sie mir einen guten Rath, wie ich mir das Volk vom Halse schaffe;" sagte Richard. „Es will den titellosen Menschen durchaus nicht mehr unter sich dulden; es besteht darauf, er soll Graf werden."

„Ich würde gleich noch ein paar Schritte weiter ge-

hen;“ antwortete Kreisel: „ich würde mich eigenmächtig zum König der Narren erheben.“

„Zum König der Narren?“ — fragte Richard mit Verwunderung. „Meynen Sie, daß ich Talent dazu habe?“

„Allerdings!“ versetzte der Dichter. „Sie haben Talent und Kraft, der Narren zu spotten, und zu diesem Zweck einen Schwank, im Geschmack der Narrengesellschaften und Narrenorden des Mittelalters und der babinischen Republik in Polen, auszuführen. Bei der letztern — die ihren Namen von dem Landgute eines Magnaten hatte, der des Ordens Oberhaupt war — wählte man einen König, und besetzte die vorzüglichsten Hof- und Staatsämter. Es gab viel zu lachen, weil die Aemter mit satyrischer Beziehung auf den Charakter und die Neigung der Personen, die man beamtete, ertheilt wurden. Einen unmäßigen Zecher, zum Beispiel, ernannte man zum Kron-Großmundschenken, einen starken Esser zum Oberküchenmeister, einen feigen Maulhelden zum Kron-Großfeldherrn, und so weiter. Das hatte bisweilen eine heilsame Wirkung: mancher Verspottete besserte sich; und so ließen sich vielleicht auch unsere Titelnarren auf diesem Wege zur Vernunft bringen.“

Richarden gefiel der Einfall. Er beschloß sogleich im fröhlichen Rausche, die vorgeschlagene Posse nächstens zu spielen, und bei dem noch schuldigen Einweihungsfeste seiner Wohnung die Narrenkrone zu tragen. Es war dringend nöthig, jenes Fest bald zu geben, weil er täglich darum gemahnt wurde. Kreisel griff also auf der Stelle zur Feder, und entwarf das Formular eines Bestallungsbriefes für die Beamten des Narrenreiches. Es lautete so:

„Da ich, nach langer Verblendung, zur Erkenntniß gekommen bin, daß ein Mann ohne Rang und Titel eine Laterne ohne Licht ist, auch meine verehrten, mit Titeln reichlich gesegneten Mitbürger mir oft dringend ans Herz legten, mich aus der Dunkelheit zu erheben und ein strahlendes Licht leuchten zu lassen: so habe ich, um auf Einmal ein Stern der ersten Größe zu werden, den Entschluß gefaßt, das herrliche, im Mittelalter blühende, aber seitdem untergegangene Narrenreich aus seinen Trümmern aufzurichten, es wieder in der guten Stadt Michelheim neu zu gründen, und mich zum König desselben zu erklären. Ich setze mir demnach hiermit selbst die Narrenkrone auf, und ordne und gebiete, daß männiglich mir die

gebührende Verehrung erweise. Aber unvermögend mein großes Reich allein zu verwalten, und daher in die Nothwendigkeit gesetzt, einen Theil der Regierungslast auf die Schultern treuer Diener zu legen, habe ich auf Euch N. N. mein Vertrauen gestellt, und ernenne Euch hiermit — —“ u. s. w.

Die Zecher schritten nun stracks zur Wahl der Hof- und Staatsbeamten, denen dergleichen Bestallungsbriefe ins Haus gesandt werden sollten. Sie bestimmten den Bürgermeister zum Premier-Minister, den Stadtrichter zum Feldmarschall, den Senator Trottel zum Oberküchenmeister, und den Magister Gabriel zum Consistorial-Präsidenten. Die Stelle des Hofpoeten bat sich Herr Kreisel aus. „Wenn aber die Komödie,“ sprach er, „recht ordentlich und possirlich werden soll, so dürfen die hohen Reichsherren nicht in ihren gemeinen Philisterkleidern nach Hof kommen; sie müssen in einem feierlichern Costum erscheinen; und das will ich ihnen von meinem Freunde, dem Director des fürstlichen Theaters, verschaffen.“

## Acht und zwanzigstes Kapitel.

### Das Narrenlied.

Acht Tage darauf brachte die Post dem Stadtsecretair eine große Kiste voll prächtiger, reichverbrämter, uraltmodischer Staatskleider, nebst spanischen Perücken, mit fünfzehn bis zwanzig Stockwerken von Locken, Hüten mit Federbüschen, und anderm solchen Plunder, den man vor mehrern hundert Jahren an den Höfen zu Madrid und Paris trug. Alles war funkelneu, und noch nicht auf der Bühne gebraucht.

Kreisel ordnete für jeden der vier Reichsbeamten, die im vorigen Kapitel gewählt wurden, einen vollständigen, ihrer Statur angemessenen Anzug, den ihnen Richard, sammt der Bestallungs-Urkunde, ins Haus schickte. Ein Handbriefchen bestimmte ihnen zugleich einen gewissen Tag, an welchem sie, mit den zugesandten Gewändern bekleidet, zur feierlichen Installation und darauf folgenden Mittagstafel mit königlicher Equipage abgeholt werden sollten. Die übrigen Notablen wurden mit ihren vornehmen Familien zur Abendtafel eingeladen.

Man war vorher auch Willens, den Kaufmann Eu-

bebius zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu erheben, und noch mehrere Aemter mit andern Salbadern zu besetzen; theils aber waren die angekommenen Paradekleider dazu nicht hinlänglich, theils hatte Richard nicht Lust, mit jedem Pinsel vertraulich zu scherzen. Es blieb daher bei den ausgetheilten vier Rollen, weil der Zweck, die kleinstädtische Titelsucht lächerlich zu machen, schon dadurch erreicht ward. Doch stellte Kreisel, zu Verspottung seiner hohen Vorgesetzten, noch an, daß Richard seinem Affen ein eben solches Gewand fertigen ließ, wie es Jenen zugesandt worden war, und wie es am Cour-Tage der Hofpoet selbst anlegen wollte.

Was erstaunten die Herren des Raths, als sie die Bestallungsbriefe und Ehrenkleider empfingen! Sie glaubten, der Ostindier sey wahnwitzig geworden. „Und ist das wohl ein Wunder?“ sagten sie. „Er hat sich eine lange Reihe von Jahren in einem heißen Erdstrich aufgehalten, hat dort den Krankheitsstoff eingesammelt, und wir haben nun das Unglück, daß sein Koller hier ausbricht. Es ist nur gut, daß er Geld genug hat, sich selbst ein Tollhaus zu bauen.“

So sprachen sie auf dem Rathhause zu einander. Kreisel war noch nicht da. Er kam und belehrte sie

eines Bessern. „Herr Richard ist bei sehr gesundem Verstande!“ hob er an. „Er hat bei der Stiftung seines Narrenreiches die gute Absicht, unserm todten geselligen Leben etwas muntern Geist einzuhauchen. Stoßen sich die Herren nur nicht an den Namen der Sache! Die Narrenorden standen vor Zeiten in einem solchen Ansehen, daß sich Könige und Fürsten nicht schämten, Mitglieder derselben zu seyn.

„Herr Stadt-Secretarie!“ sagte der Bürgermeister und drohte ihm mit erhobenem Zeigefinger: „Sie stecken mit dem Ostindier unter Einer Decke und wollen uns unglaublicher Dinge überreden. Womit können Sie die Wahrheit derselben beweisen?“

Kreisel legte ihnen ein Buch vor, worin alles, was er gesagt hatte, gedruckt stand. Nun fanden sie weiter kein Bedenken, sich in den Königs- und Fürstenscherz einzulassen. Das Sprichwort: Aemtchen bringen Käppchen, machte ihnen noch mehr Lust dazu. Doch nahmen sie ehrlich mit einander die Abrede, die Käppchen nicht für sich selbst, sondern für die ganze werthe Stadt und Bürgerschaft zuschneiden zu lassen.

Als nun der wichtige Tag erschien, hatten sie sich, wie wahre Schauspieler, ein Ankleidezimmer auf dem Rathhause eingerichtet und legten ihre Hoftracht dort

an, weil sie sich schämten, damit über die Straße zu gehen, und doch auch ihrem König nicht zumuthen wollten, jeden besonders in seiner Wohnung abholen zu lassen. Höflich erbaten sie sich daher Tages zuvor einen einzigen Wagen, bestellten ihn vor die Thür des Rathhauses, und waren hier Richards bequemer und geräumiger Kutsche, die sie schon kannten, gewärtig. Statt derselben erschien aber ein ungeheuer großer, mit vergoldetem Schnitzwerk gezierter Palankin, den acht Bedienten auf den Schultern trugen, und eine zahllose Volksmenge begleitete. „Was in aller Welt soll das Gerüst bedeuten?" sagten die Senatoren, und sahen mit gefalteten Händen einander an. Da guckte der Stadtsecretair mit einer riesenhaften Allongenperücke aus den seidenen Vorhängen des Palankins hervor, und winkte den Staunenden, sich herab zu bemühen. Sie aber schüttelten ihre lockenreichen Häupter und winkten ihm, herauf zu kommen. Er sprang hinter den Coulissen hervor und schoß, wie ein Blitz, ins Rathhaus hinein. Die Zuschauer schrien über seinen wunderlichen Anzug laut auf.

„Aber ich bitte Sie, was sind das für Alfanzereien?" fuhr ihm der Bürgermeister entgegen.

Kreisel antwortete: er wundere sich, daß ein in Ostin-

dien gewöhnlicher Tragsessel einen Mann befremde, der so viel Reisebeschreibungen gelesen habe.

„Ei, ich kenne das Ding wohl!“ sagte der Bürgermeister, ein wenig beschämt. „Es will mir nur nicht gefallen, mich und meine Herren Collegen in dieser Gänsesteige tragen zu lassen.“

„Nein, das muß ich verbitten!“ rief Herr Trottel. „Ich bin ein schwerbeleibter Mann, die Stellasche bricht unter mir entzwei oder kippt um, und wir alle sind Kinder des Todes.“

Der Stadtsecretair, dem es immer gelang, seine Vorgesetzten, wie Marionetten, zu lenken, drang auch dießmal mit seiner Beredtsamkeit durch, und der Palankin ward, unter dem Jauchzen des Volks, bestiegen. Er faßte jedoch mit genauer Noth nur vier Personen. Das poetische Genie entschloß sich sogleich, zu Fuß zu gehen, und lief, das allgemeine Gelächter nicht achtend, neben der Gänsesteige her.

In einem ostindischen Prunkgewande, auf einem hohen, thronartigen Sessel sitzend, empfing der König die ankommenden Staatsbeamten. Ihr Nachbild, der Affe, saß zu seinen Füßen, stand aber sogleich auf, stellte sich, wie dazu abgerichtet, in ihre Reihe, und verbeugte sich, wie sie. Die Thüren des Audienzsaales waren

allen wohlgekleideten Personen, welche die Neugier aus der Stadt hergeführt hatte, geöffnet. Der König hielt eine kurze Rede, die den Inhalt der Bestallungsbriefe, mit einiger Veränderung der Worte, wiederholte. Die Beamten huldigten ihm vermittelst Handschlages, und er forderte sie dann auf, mit Freimüthigkeit vorzutragen, was sie zum Besten des Reiches in Anregung zu bringen hätten.

Das war der Punkt, wo sie ihn erwarteten. Sie hatten sich mit einander berathen, ihn den muthwilligen Scherz, den er mit ihnen trieb, theuer bezahlen zu lassen.

Der Premier-Minister begann: das Straßenpflaster in der Residenzstadt Michelheim befinde sich in einem solchen Verfall, daß an jedem dunkeln Abend die getreuen Unterthanen in Gefahr ständen, Arme und Beine zu brechen. Doch eine wahre Kleinigkeit für den königlichen Schatz, ein Sümmchen von ungefähr dreihundert Thalern, helfe dem Uebel ab, und der Griffel der Geschichte werde den Ruhm Sr. Majestät mit unvergänglichen Zügen in die Jahrbücher der Stadt schreiben.

Der König bewilligte freundlich den Antrag. Die Zuschauer jubelten, daß die Excellenz in der Narrenkappe so weise gesprochen hatte.

Jetzt trat der Feldmarschall vor, und sagte: Die Armee, vorzüglich die Garnison der Residenz, bedürfe verschiedenes neues Kriegsgeräth und Rüstzeug, besonders Fahnen und Trommeln.

„Und das wird kosten?" fragte der König, etwas stutzig.

„Praeter-propter Einhundert Reichsthaler." —

„Es sey gewährt!" —

Der Consistorial-Präsident, den sein Bestallungsbrief zugleich zum Groß-Almosenier ernannt hatte, that in der letztern Eigenschaft den Mund am weitesten auf: er bat um Erbauung eines Hospitals für die zahlreichen Armen der Stadt Michelheim.

„Dieser Antrag," versetzte der König, „stimmt mit meiner deßhalb schon gefaßten Entschließung vollkommen überein. Ich verspreche den Armen innerhalb eines Jahres ein bequemes Haus, worin sie vor allem Mangel geschützt seyn sollen."

„Das ist edel, das ist brav!" rief ein Zuschauer, und ein allgemeines Händeklatschen folgte darauf.

Endlich rückte der Oberküchenmeister mit einem sonderbaren, seiner Rolle nicht zuständigen Ansuchen heraus. Er bat um Wildpret und ein Stückfaß guten Wein zur Feier der nächstens bevorstehenden Rathswahl.

Lächelnd genehmigte der König auch dieses Gesuch, machte jedoch dabei die Bemerkung: daß ein Magistratsschmaus eigentlich kein Gegenstand für die Hofküche sey, doch möge sie dießmal die Besorgung übernehmen, weil er, der König, in eigener Person bei dem Feste zugegen seyn wolle.

Nun that der Hofpoet seiner Schmeichlerpflicht Genüge. Er declamirte, zum Lobe des gütigen Monarchen, ein paar schwülstige Verse, und machte damit eine lustige Satyre auf alle kriechende Hofdichter, mit und ohne Bestallung. So schloß sich die Audienz. Es ward zur Tafel geblasen. Der König speis'te öffentlich mit den Großen seines Reichs, und gab ihnen ein wahres königliches Mahl, wobei den um die Tafel herum gehenden Zuschauern der Mund voll Wasser lief. Beim Dessert theilte der Hofpoet seinen Tafelgenossen und den Zuschauern gedruckte Exemplare folgenden Liedes aus, das hierauf, nach einer bekannten Melodie, von der ganzen Versammlung gesungen wurde.

Wir sind Narren, wir sind Narren!
Sind es ohne Lug und Trug.
Mancher Mensch hat einen Sparren,
Stellt sich aber mächtig klug.

Nein, wir Ordensbrüder machen
Keinen solchen eiteln Wind:
Wir gestehn mit Lust und Lachen,
Daß wir ächte Narren sind.

Stolze Narren muß man höhnen,
Wenn sie sich, von Dünkel voll,
Zu erhabnen Häuptern krönen,
Die man kriechend ehren soll.
Doch von Narr'n der guten Sorte
Wird kein Hochmuth ausgeübt,
Und sie sind an jedem Orte,
Wie das Kind vom Haus, beliebt.

Narren gibt's von allen Farben,
Und ihr Nam' ist Legion.
Wenn jetzt tausend alte starben,
Tauft man tausend junge schon.
Aber von der ganzen Masse,
Die das Schellenkäpplein ziert,
Ist wohl das die schlimmste Klasse,
Die zum Narren sich studiert.

Was man Titelnarren nennet,
O, das sind gescheidte Herr'n!
Wer den Reiz der Titel kennet,
Hascht die süße Beute gern.

Denn pedantisch ist die Lehre:
Titelprunk sey leerer Schein,
Und der Stoff der wahren Ehre
Könnten nur Verdienste seyn.

Weibernarr'n sind auch unstreitig
Zehnmal klüger als man glaubt,
Wenn die Liebe jung und zeitig
Des Verstandes sie beraubt.
Werde nur kein alter Knabe
Noch verrückt durch Amors Macht!
Opfert er auch Gut und Habe,
Wird er dennoch ausgelacht.

Narren wachsen, wie man saget,
Ohne daß man sie begießt.
Bleibt denn, die ihr Wasser traget,
Fern weg, wo das Völkchen sprießt!
Aber stark mit Wein begossen,
Das gibt herrliches Gedeihn;
Denn der Vater lust'ger Possen
Ist und bleibt der edle Wein.

Füllt die Gläser bis zum Rande,
Trinkt auf unsers Königs Wohl!
Seht, er baut in unserm Sande,
Wie ein Bürger, seinen Kohl.

Er verließ ein Land voll Segen,
Zog in unser Städtchen ein,
Und verdienet schon deßwegen,
Unser Narrenfürst zu seyn.

---

## Neun und zwanzigstes Kapitel.

### Der Haarbeutel.

Der närrische Staat im Staate ward schon im Entstehen weit und breit bekannt. Man sprach sogar in der Hauptstadt bei Hofe davon; denn der Schauspiel-Director, dem Kreisel die Schnurre unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckt hatte, war mit dem großen Geheimniß sehr unvorsichtig umgegangen. Nun traf es sich, daß der Fürst, ein junger, lebhafter Herr, gerade um diese Zeit in die Gegend von Michelheim auf die Jagd ging, und daß ihn ein gehetzter Hirsch beinahe bis ans Thor des Städtchens führte. Das Gefolg des Fürsten war, wegen Müdigkeit der Pferde, weit zurück geblieben; ein einziger Kammerjunker hielt bei ihm aus, und erinnerte ihn daran, daß Michel-

heim der Wohnort des reichen Ostindiers und die Wiege des Narrenreiches sey. Der Fürst bekam Lust, den berühmt gewordenen Fremdling kennen zu lernen, ritt ins Städtchen hinein, fragte nach Richards Wohnung, und stieg an der Thür derselben vom Pferde.

Von der Tafel aufgestanden, spazierten die Herrschaften im Garten. Ein Bedienter, der den Fürsten absteigen sah, flog dahin, und meldete die Ankunft eines ihm unbekannten Herrn, der einen Stern auf der Brust trage. Erschrocken versteckten sich die großen Perücken hinter die nächsten Bäume. Nur der Premier-Minister war noch nicht in Sicherheit, als schon der Fürst mit raschen Schritten in den Garten trat, und von Jenem, der ihn vor kurzer Zeit beim Landtage gesehen hatte, mit Schrecken erkannt wurde. „Himmel! der Fürst!“ raunte er dem Ostindier ins Ohr, ging in voller Verzweiflung Sr. Durchlaucht entgegen, und verbeugte sich so tief, als er konnte.

„Wer sind Sie?“ fragte der Fürst.

Stammelnd gab sich der Bürgermeister zu erkennen.

„Die Herren spielen wohl eine Komödie?“ sagte der Landesvater lächelnd, und wandte sich, ohne Abwartung einer Antwort, zu dem Ostindier, der indessen

auch näher getreten war, und ihn, mit dem Anstand eines Weltmannes, begrüßte.

Indessen fuhr ein fürstlicher Jagdhund auf Richards Affen los, und wollte ihn hetzen; aber das Blättchen wandte sich: der Affe voltigirte auf des Hundes Rücken, und sprengte ihn, wie ein Reiter sein Roß, den Garten entlang.

Während dieses Zwischenspiels, das Richard und der Fürst mit Lachen ansahen, verkrümelten sich die Allongenperücken.

Der Fürst benahm sich so fein, daß er nach der wunderlichen Maskerade nicht weiter forschte. Er sprach über Ostindien, genoß einige Erfrischungen, und ritt nach einem kurzen Aufenthalt wieder fort.

Jetzt kamen die Geflüchteten aus dem tiefsten Winkel des Gewächshauses hervor. Ihre Gesichter waren ganz verändert. Sie wehklagten: der Fürst sey unfehlbar höchst ungnädig, daß sie, als obrigkeitliche Personen, dergleichen Harleginaden spielten, und werde sie und die ganze Stadt seinen Zorn empfinden lassen. Richard versicherte dagegen zu ihrem Troste: er habe die Stadt der Gnade des Fürsten empfohlen, und von ihm die Versicherung erhalten, daß er seinen getreuen Unterthanen in Michelheim besonders gewogen sey, und

gern jede Gelegenheit ergreifen werde, ihr Bestes zu befördern.

Diese Nothlüge beruhigte die angstvollen Männer. Sie wurden vergnügter, als sie es vor dem störenden Besuche waren.

Bald darauf rückte die glänzende Schaar der Abendgäste ein. Es ward getanzt, gespeis't und wieder getanzt. Doctor Salm war der wildeste Tänzer, und machte die Unschicklichkeit, daß er sich bei dem ersten Balle, den der Ostindier im goldenen Fasse gab, in Stiefeln einstellte, dadurch wieder gut, daß er dißmal in Schuhen und seidenen Strümpfen erschien, und überhaupt so zierlich, wie zu einem Hofballe, gekleidet war. Er hatte sogar die lockigen Haare seines Pudelkopfes ihrer gewohnten Freiheit beraubt, und sie in das Gefängniß eines Haarbeutels eingeschlossen. Indem sich aber der alte Wildfang nach der Tafel, von Wein und Punsch berauscht, in einem überaus raschen Walzer herum schwang, verließ der treulose Haarbeutel seinen Posten, und flog der Frau Premier-Ministerin mit so wundersamer Kraft an den Kopf, daß sie aufschrie: „Mörder! Mörder!“ und, wie von einer Kugel getroffen, vom Stuhle sank.

Man eilte ihr von allen Seiten zu Hülfe. Das

Corpus delicti ward untersucht: es enthielt unten ein großes, von einem Zipfel zum andern reichendes Stück Blei, das der Kaufmann Cubebius in seiner geübten Hand wog, und auf ein halbes Pfund Kramergewicht schätzte.

Jedermann erstaunte. Der Doctor, der in seinem tollen Wirbel von dem allen nichts sah und hörte, und seinen Haarbeutel, so schwer er auch war, noch gar nicht vermißt hatte, ward mitten im Tanze von einigen Herren verhaftet und zur Untersuchung gezogen.

„Ich kann nichts dafür," sprach er, „wenn auch mein Haarbeutel einen vollendeten Todtschlag begangen hätte. Blaffmann ist der Urheber des Uebels. Er hatte den Einfall, meine krausen, widerspänstigen, zur Scheitel aufstrebenden Haare durch ein Bleigewicht zu bändigen, und schnürte mir auch mit seiner eigenen Hand den Haarbeutel an den Kopf. Hat er nun das, wie es scheint, nicht mit gehöriger Vorsicht und Genauigkeit gethan, so mag er's eben so verantworten, wie ein Anderer, der einen beißigen Hund nicht fest genug an die Kette gelegt hat, für allen von der Bestie verübten Schaden haften muß."

„Ihr Gleichniß hinkt unmaßgeblich, Herr Doctor!" sagte der Advokat Striegel. „Der Herr und Ei-

genthümer des beißigen Hundes muß dafür haften, und man fragt vor Gericht wenig darnach, ob sein Knecht oder seine Magd die gehörige Fesselung des gefährlichen Thieres versäumte. Also müssen auch der Herr Doctor unmaßgeblich für die Uebelthaten Ihres Haarbeutels stehen und bürgen."

„Behalten Sie doch Ihre unmaßgeblichen Gedanken für sich!" versetzte der Doctor im schnöden Tone eines jungen, naseweisen Gecken; denn das war, wie bekannt, die anmuthige Rolle, die er jetzt, in seinem drei oder vier und fünfzigsten Jahre, bisweilen spielte. Es schien ihm nicht nöthig, sich bei der beschädigten Dame mit einem Worte zu entschuldigen. Er sah sich nur nach seinem Haarbeutel um, riß ihn dem Kaufmann Cubebius aus der Hand, steckte ihn in die Tasche, und stürzte sich mit dem ersten besten Mädchen in einen neuen stürmischen Walzer.

„Unser Salm ist doch ein wunderlicher Heiliger!" sagte Kreisel. „Es war ihm nicht genug, daß er einen bleiernen Kopf hat: er mußte auch einen bleiernen Haarbeutel haben."

Der Frau Bürgermeisterin wuchs an der Stirn eine Beule von der Größe einer wälschen Nuß. Kreisel machte dabei die Bemerkung: es walte ein sonderbares

Verhängniß über dieser Dame, daß sie durch die Hand eines Mannes, dem sie besonders wohlwolle, nun schon zum zweiten Mal verletzt worden sey. „Ich sann bisher immer,“ setzte er hinzu, „auf den Entwurf einer Tragikomödie, worin das Schicksal, nach dem Muster der neuesten Schauspiele, recht handgreiflich regieren sollte; und sieh, da habe ich nun den Stoff dazu auf Einmal gefunden.“

---

## Dreißigstes Kapitel.

### Große Freude im Cassino.

Am folgenden Tage zahlte Richard die Summen, die er zur Wiederherstellung des zerrütteten Straßenpflasters und zur Ausrüstung der sogenannten Armee bewilliget hatte. Er ließ dabei versichern: er werde sein Versprechen, die Stadt mit einem Hospitale zu versorgen, unverbrüchlich halten und eben so wenig vergessen, das Gastmahl bei der Rathswahl auf seine Kosten ausrichten zu lassen. Die Herren des Raths

waren über das alles höchlich erfreut, und machten sich wechselseitige Complimente darüber, daß sie diese ansehnlichen Vortheile, zum Besten des gemeinen Wesens, durch ihre klugen Vorträge gewonnen hatten.

Damit nahm das Narrenreich plötzlich wieder ein Ende. Doch der Zweck desselben war erreicht: man bestürmte seitdem den Ostindier im Cassino nicht weiter, sich Titel und Würden anzuschaffen.

Dem guten Richard kam aber, außer den schon von dem Magistrat ihm abgelockten Summen, der Spaß sehr theuer zu stehen. Ein Courier aus der Residenz brachte ihm einige Tage nachher ein Schreiben des Kammer-Präsidenten, der ihn, im Namen des Fürsten, um ein Anlehen von dreißig tausend Thalern, gegen Verpfändung eines fürstlichen Tafelgutes, ersuchte. Der Anschlag von dem Gute war beigefügt, und bewies, daß sein Werth das erbetene Darlehn beinahe dreifach überstieg. Richard schüttelte freilich den Kopf, entschloß sich aber endlich zur Gewährung, und schrieb zurück: er stehe mit dem verlangten Gelde zu Diensten, und sey nach Ablauf der nächsten vierzehen Tage zu jeder Stunde bereit, das Geschäft mit einem fürstlichen Bevollmächtigten abzumachen.

Der Kammer-Präsident kam selbst, erhielt gute Wech-

selbriefe, lieferte dagegen die Pfandverschreibung aus, und übergab dann ein gnädigstes Handschreiben, in welchem der Fürst seinen gefälligen Gläubiger zum Geheimen Rathe, mit Beilegung des Titels Excellenz, ernannte. Zugleich überreichte der Präsident die darüber ausgefertigte Urkunde, mit der Erklärung, daß weder Stempelgeld noch irgend eine andere Kanzleigebühr davon zu entrichten sey.

Herzlich wenig achtete Richard die fürstliche Gnadenbezeigung; er machte sie jedoch im Cassino bekannt, weil er voraus sah, daß er dort viel Freude damit anrichten würde. Der Jubel war auch unbeschreiblich groß. Wetteifernd begab man sich in die Gefahr des Fallens und Halsbrechens, um die neue Excellenz mit ausschweifend tiefen Reverenzen zu verehren. Jeder drängte sich zum Gespräch mit dem hochgefeierten Manne: denn Allen war es eine Wonne, das süße, herzerhebende Wort Excellenz auszusprechen. „Welcher Glanz verbreitet sich über unsere Stadt!" sagte der Bürgermeister mit ungewöhnlicher Begeisterung: „Fühlen Sie es ganz, fühlen Sie es innig, meine Herren: wir haben einen Geheimen Rath, eine Excellenz in unsern Mauern! — Welche andere Stadt des Landes, die fürstliche Residenz ausgenommen, kann sich

hinfort mit uns messen? Wir mögen nun reisen, wohin wir wollen, so können wir überall mit Stolz sagen: Ich bin von Michelheim!" —

---

## Ein und dreißigstes Kapitel.

### Der Brautwerber.

Es ist nun Zeit, daß wir uns nach der Familie Roggenburg wieder umsehen.

Der Hauptmann hatte den ihm angetragenen Beitritt zum Cassino verweigert, und erschien auch eben so wenig, als seine Tochter, beim Narrenfeste: aber weder diese Absonderung, noch Alberts feindseliges Betragen, konnten den Ostindier bewegen, seinen freundschaftlichen Umgang mit dem lustigen Invaliden und der schönen Elise ganz abzubrechen. Er brachte, als Albert das Feld geräumt hatte, manchen vergnügten Abend bei ihnen zu. Beide waren sehr freundlich gegen ihn. Alberts wurde nie gedacht.

Bei diesen Besuchen war der Stadtsecretair gemei-

niglich Richards Begleiter. Er fand aber seine Rechnung nicht dabei, weil er, wie meistens die Poeten, gern etwas Gutes aß und trank, und der arme Halbsöldner seinen Gästen nur kalte Küche oder Kartoffeln, und ein prosaisches Glas Bier auftischte. Das Leckermaul wollte daher den Ostindier einsmals bereden, dem Hauptmann einige Flaschenkörbe mit gutem Rheinwein zu übermachen, damit er den edlen Rebensaft in die Kehlen seiner Gäste zurückfließen lassen könnte. Aber Richard antwortete: „Nein, ich wage das nicht. Der Wein möchte, wie ehemals der Shawl, mit Protest zurückkommen. Und ich weiß nicht, was Sie wollen. Das Bier, das uns Roggenburg vorsetzt, ist von so trefflichem Geschmack, daß ich alle Weine dabei vergesse."

„Sie, ja Sie! — Das glaub' ich!" rief Kreisel. „Sie sind verliebt, und wer das ist, dem verwandelt Liebchens Nähe sogar Wasser in Nektar."

„Ach! die blühende Zeit, da die Liebe alles um uns her verwandelt und verschönert, ist leider bei mir vorüber!" entgegnete Richard. „Aber ich gestehe Ihnen, daß noch jetzt ein milder Nachsommer mein kälter gewordenes Herz erwärmt."

„Das ist also," scherzte Kreisel, „ein förmlicher

Alter-Männer-Sommer, wie schon längst die alten Weiber den ihrigen haben."

„Sie haben Recht!" erwiederte Richard. „Ich stehe zwar noch in den Jahren, die man — wiewohl sehr unrichtig — die besten nennt; aber im Reiche der Liebe bin ich ein alter Mann, und dennoch macht sie sich manchen angehenden oder vollendeten Graukopf unterthan, ohne nach seinem Taufscheine zu fragen."

„Sie sprechen aus Erfahrung, wie es scheint!" sagte Kreisel. „Beichten sie denn nur vollends heraus, daß Ihnen ein Gleiches begegnet ist."

„Freund, Sie haben's errathen!" antwortete Richard. „Ich liebe Elisen, wie sie Jeder lieben muß, der sie kennt."

„Nun, was säumen Sie denn? So gehen Sie doch hin, und sagen Sie: Komm, sey mein Liebchen, sey mein Weib!"

„Ja, wenn es keinen Albert gäbe!"

„O, der ist, dem Anschein nach, völlig verabschiedet und verschollen! Man spricht ja im Roggenburgschen Hause kein Wort mehr von ihm."

„Und dennoch schreckt er mich noch, wie das Gespenst eines Verstorbenen."

„Sie sind zu furchtsam, zu bedenklich! Andere reiche

Leute haben mehr Muth. — Frisch auf! Ich will Ihr Brautwerber seyn."

Richard lehnte dieses Anerbieten vor der Hand noch ab; doch einige Wochen später entschloß er sich plötzlich, es anzunehmen, und der abgefertigte Freiwerber ging zu einer schicklichen Tageszeit an sein Geschäft.

Nach Verfluß einer guten Stunde, in welcher das ostindische Herz ungewöhnlich stark und ängstlich geklopft hatte, kam der Dichter von seiner Sendung zurück. Aber wie sah der Mann aus! Krumm und gebückt, wie beladen mit einer schweren Bürde, die seine über den Schultern geballten Hände zu halten schienen, trat er schweigend und keuchend in Richard's Zimmer.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Dieser. „Was drückt Sie so nieder?"

„Ein Korb!" — seufzte Kreisel.

Richard bedeckte schnell mit beiden Händen sein Gesicht, und sagte kein Wort.

„Aber dieser Korb" — fuhr Jener, sich aufrichtend, fort — „ist mit Hochachtung und Freundschaft gefüllt. Diese läßt Ihnen Elise zusichern. Doch ihre Hand mußte sie versagen, weil ihre Verhältnisse mit Alberten ganz anders stehen, als wir uns vorstellten. Sie ist seine verlobte Braut, und liebt ihn innig. Er

befindet sich auch keinesweges in so beschränkten Glücksumständen, als man hier glaubte. Er ist vor Kurzem Universalerbe eines reichen Oheims geworden, und hat Anwartschaft auf ein ansehnliches Amt, das nächstens durch Resignation des jetzigen Inhabers erlediget wird. Diese beiden Angelegenheiten haben ihn zur Abreise von hier genöthiget, und werden auch seine Rückkehr bis zum Frühling verzögern. Dann holt er Elisen und ihren Vater ab, und sie ziehen mit ihm an den Ort, den ihm sein Beruf zur Wohnung bestimmt."

„O, hätten wir das alles früher gewußt!" sagte Richard. „Es ahnte mir, daß es so kommen würde; aber Sie drangen in mich, einen Schritt zu thun, der mich zum Gelächter der Stadt machen wird."

„Dem ist vorgebaut!" erwiederte Kreisel. „Der Hauptmann und Elise gaben mir von selbst ihr Wort, die Sache zu verschweigen, und was diese wackern Leute versprechen, das halten sie."

„Nun, so muß ich mich beruhigen;" sprach der Ostindier. „Jetzt kommt mir's zu Statten, daß die glühenden Hundstage der Jugend bei mir vorbei sind und mich schon der Herbst des Lebens ziemlich abgekühlt hat. Auch die Stelle in Ihrem Narrenliede:

Werde nur kein alter Knabe
Noch verrückt durch Amors Macht!

ruft mir zu, mich geduldig in mein Schicksal zu finden. So will ich denn meinen Korb still bei Seite stellen und ihn zu vergessen suchen.“ —

Aber eine schlaflose Nacht, die auf diesen Vorgang folgte, belehrte ihn, daß sein Entschluß, sich die verunglückte Liebeswerbung aus dem Sinne zu schlagen, leichter zu fassen als auszuführen sey. Er überzeugte sich, daß wenigstens Zeit und Zerstreuung dazu gehöre. Darum beschloß er, das eben in der Hauptstadt beginnende Carnaval, wozu ihn der Fürst in einer eigenhändigen Zuschrift eingeladen hatte, zu besuchen, dann noch eine andere Nebenreise zu machen, und nicht eher nach Michelheim zurück zu kommen, bis Albert seine Braut heimgeführt haben würde. So wollte er den Zeitpunkt, in welchem er den Zweck seiner Reise nach Michelheim zu enthüllen gesonnen war, bequem und ohne Langeweile heran rücken lassen.

Mit diesem Vorsatz verließ er am frühen Morgen sein Lager, und machte sogleich Anstalt zur Abreise. Er sandte dem Hauptmann und Elisen eine Abschiedskarte, übergab Kreiseln ein ähnliches Blättchen für das gesammte Cassino, beurlaubte sich bei dem Bürger=

meister durch einen kurzen Besuch, umarmte den Dichter, verabredete mit ihm einen fleißigen Briefwechsel, setzte sich in den Wagen, und fuhr fort.

Der Bürgermeister kam ganz gerührt auf's Rathhaus, und sagte: „Welche Auszeichnung erfuhr ich heute! Ich werd' es, so lange meine Augen offen stehen, nicht vergessen, daß mich Seine Excellenz, der Herr Geheime Rath, eines Abschiedsbesuchs würdigte, indem er im Begriff stand, sich zum Hoflager unsers gnädigsten Fürsten zu begeben. Er umarmte mich — bedenken Sie, meine Herren! — er umarmte mich! Und nicht etwa vornehm kalt, sondern mit einer fast brüderlichen Herzlichkeit. Ueberhaupt muß ich rühmen, daß mir der edle Herr, während der ganzen Zeit seines Hierseyns, eine besondere Zuneigung bewies; und ich selbst verspüre gegen ihn in meinem Herzen eine ehrfurchtsvolle Affektion, die sich zu einer completen Freundschaft formiren würde, wenn er nicht durch Rang und Glücksgüter so weit über mich erhaben wäre. Ich preise mich und uns alle sehr glücklich, daß wir einen hohen Gönner besitzen, der jetzt ein offenes Ohr bei dem Fürsten hat, und gewiß nicht ermangeln wird, unsere geliebte Stadt der landesväterlichen Huld zu empfehlen."

## Zwei und dreißigstes Kapitel.

### Der Pfannenkuchen-Krieg.

Wie Eulen aus ihren Höhlen hervor fliegen, wenn sich der Tag geneigt hat: so kamen, als Richard abgereis't war, viele kleinstädtische Unarten, die sich vor seinen Augen schamhaft verborgen hatten, wieder zum Vorschein. Dieß war besonders der Fall im Cassino, wo der halb und halb anständige Ton, der sich mühsam zu bilden anfing, sogleich verschwand, und die alte rohe Philisterei wieder laut wurde.

Auch Herr Blaffmann hielt den jetzigen Zeitpunkt für vortheilhaft zur Anstellung eines neuen Versuchs, sich ins Cassino einzunisten. Er that sich seit einiger Zeit, ungeachtet er schon ein ältlicher Mann war, auf die eitelste Art in seiner Kleidung hervor, und niemand begriff, wie er es erschwang und errang, sich eine so glänzende Garderobe anzuschaffen. Da man aber nicht hörte, daß er irgendwo lange Finger gemacht habe, so ließ man die Sache dahin gestellt seyn, und begegnete ihm und seinen schönen Kleidern mit verstärkter Achtung und Höflichkeit.

Die Frau Bürgermeisterin, die ihm noch immer bei

jeder Gelegenheit die Brücke trat, unterzog sich auf's neue dem schon einmal mißlungenen Geschäfte, ihm den Weg ins Cassino zu bahnen. Sie gebot ihrem Gemahl, den sehnlichen Wunsch ihres Freundes bei voller Versammlung in Vortrag zu bringen. Es geschah; die Stimmen waren getheilt; doch hätten sich vielleicht die meisten Widersprecher zum Nachgeben bereden lassen, wenn nicht plötzlich Herr Kreisel mit dem Donner seiner Beredtsamkeit dazwischen gefahren wäre. Er trat auf und sagte: „Meine Herren, wie können Sie nur daran denken, den anrüchtigen Menschen in unsere Gesellschaft aufzunehmen? Er ist in jeder Betrachtung dieser Ehre nicht würdig. Und haben Sie denn vergessen, unter welcher Bedingung der Herr Geheime Rath den Miethzinns für diese Gemächer bezahlt? — Es war die: daß Blaffmann nimmer, als Mitglied unsers Vereins, einen Fuß hinein setze. Das bindet uns die Hände, wenn wir uns auch übrigens nicht schämen wollten, sie dem unwürdigen Kompan zum freundlichen Willkommen zu bieten."

Nach diesen mit Nachdruck gesprochenen Worten senkte der Bürgermeister schweigend den Kopf, und die übrigen Männer beschlossen einstimmig, daß Blaffmann Einmal für immer abgewiesen seyn solle.

Als ihm seine Patronin diesen unglücklichen Erfolg ihrer Bemühungen kund that, ward er vor Aerger ganz schwarz, und machte ihr Vorwürfe: daß sie, die immer darauf poche, die vornehmste und mächtigste Frau der Stadt zu seyn, keines Pfifferlings werth ausrichten könne. So ging er schnaubend fort, und wünschte in seinem Grimm, daß es Feuer und Schwefel, wie vor Zeiten in Sodom, auf das Cassino regnen möchte.

Da jedoch nicht zu erwarten war, daß der Himmel dieses Wunder, ihm zu Gefallen, veranstalten werde, so beschloß er, selbst Rache zu nehmen und eine Mine springen zu lassen, die den feindlichen Clubb gänzlich zerstören sollte. Er gab ihm nur noch Lebensdauer bis zum Fastenabend. Da sollte der vernichtende Hauptschlag geschehen, weil dann ein großes Pfannkuchenfest alle Mitglieder der verhaßten Genossenschaft im goldnen Fasse versammelte.

Ein Krieg Aller gegen Alle war des Schufts einfacher Plan. Er wollte ein unauslöschliches Zankfeuer anzünden, und hatte viel Brennstoff dazu gesammelt. Diesen streute er theils Tages zuvor, theils am Faschingstage selbst aus. Er setzte jeder Dame, die er zum Feste frisirte, einen Floh ins Ohr, indem er ihr, mit Anempfehlung der heiligsten Verschwiegenheit, im

Vertrauen offenbarte, daß die und jene Frau Gevatterin, oder sonst eine im Cassino seßhafte Person, übel von ihr gesprochen habe. So gingen Alle, mit Gift und Groll im Herzen, in die Gesellschaft.

Schon die Bewillkommungs-Complimente fielen steif und kalt aus. Die vertrautesten Freundinnen behandelten sich fremd, und nahmen so weit als möglich von einander Platz. Bald darauf hörte man hier und da halblaute Selbstgespräche über das Thema: „Jeder fege vor seiner Thür!" Verächtliche Seitenblicke flogen herüber und hinüber. Mitunter geschah die spitzige Frage: „Meynen Sie mich?" Und immer folgte die Antwort: „Wen's juckt, der mag sich kratzen!"

Die Männer mischten sich Anfangs in diese vorläufigen Scharmützel nicht. Da ihnen aber die Unbilden, welche ihren Frauen widerfahren seyn sollten, bekannt waren, so hatten auch diese Tücken gegen einander, und zankten sich heftig bei ihrem Pfennigspiele. Noch stürmischer ging es am Tische der politischen Kannengießer zu. Der Kaufmann Cubebius, dessen Gattin sich besonders an vielen Gevatterinnen versündiget hatte, berief sich dießmal vergebens auf seine geheimen Briefe; man glaubte ihm kein Wort, man widersprach allen Prophezeihungen seiner Staatsklugheit mit Händen und

Füßen. Erbittert sprang er endlich auf, schlug auf den Tisch, und sagte: „Ich weiß, was ich weiß! Aber Hopfen und Malz ist an einer solchen hartköpfigen Gesellschaft verloren.“ Damit ging er fort, setzte sich an einen andern Tisch, und las, mit dem Kopfe nickend und Schnippchen schlagend, in seinen bei sich habenden Briefen.

Das Abendessen drängte die feindlichen Parteien, die sich bisher nur von fern geneckt hatten, näher zusammen, und der volle Krieg brach nun aus. Die Frauen thaten sich keine verblümten Vorhaltungen mehr; sie sagten sich frank und frei ins Angesicht, was eine von der andern gesprochen haben sollte, und jede berief sich auf ihren saubern Gewährmann. Sein Name ward wohl hundertmal laut und öffentlich genannt, und keine konnte ihn einen Lügner schelten, weil ihn alle sammt und sonders als Zeugen der Wahrheit anführten. Unglücklicher Weise war die Speisetafel so schmal, daß sich die einander gegen über sitzenden Personen ohne die geringste Anstrengung mit den Händen erreichen konnten. Von dieser Bequemlichkeit machten die erhitzten Weiber bald Gebrauch: sie krällten und kratzten einander, und rissen sich die Hauben von den Köpfen.

Die Männer konnten nun nicht länger ruhige Zu-

schauer seyn. Sie vertheidigten ihre Ehehälften mit Worten und mit der That, und geriethen dadurch unter sich selbst ins Handgemenge. Ein Lauffeuer von Ohrfeigen, wobei sogar der Bürgermeister nicht leer ausging, lief die Tafel hinab und hinauf. „Ruhe! Ruhe!“ rief der Stadtrichter. „Welche Schande, daß wir uns wie der niedrigste Pöbel betragen! Das folgt daraus, wenn man mit den Hefen des Volks vertraulich umgeht und verleumderischen Buben Gehör gibt!“

Aber Herr Schneppe war ein Prediger in der Wüste, Der Streit entzündete sich immer mehr. Man griff nach den Stöcken. Die Frauen flohen. Es entstand eine allgemeine, vollständige Schlägerei, und der Stärkere prügelte den Schwächern so lange zur Thür hinaus, bis sich niemand mehr im Saale befand als der Senator Trottel, der mitten im Gefechte die strengste Neutralität beobachtete, ruhig am Tische sitzen blieb, und immerfort hastig aß und trank. Er stopfte sich am Ende noch alle Taschen voll Pfannkuchen, und ging dann ebenfalls seines Weges.

## Drei und dreißigstes Kapitel.

### Die Reise ins Zuchthaus.

Der Stadtrichter, der auch im Kampfgetümmel einige Hiebe bekommen hatte, wüthete vor Zorn, und ließ, als Criminalrichter, noch in derselben Nacht den Anstifter der Fehde verhaften.

Kaum war es am folgenden Tage in der Stadt bekannt geworden, daß der schlimme Vogel im festen Käfich saß, so meldete einer von Richards Dienern, der in Michelheim geblieben war, dem Stadtsecretair ein neues, noch unbekanntes Verbrechen des Gefangenen.

Er hatte seit geraumer Zeit, im Bunde mit Richards Kammerdiener, eine schändliche Betrügerei ausgeübt. Der Schurke schrieb nämlich, unter den Namen verschiedener ehrlicher, aber unbemittelter Einwohner des Orts, klägliche Bettelbriefe an den Ostindier; der Kammerdiener übergab sie seinem Herrn, erhielt von demselben für die vermeinten Supplikanten ansehnliche Geldsummen, und stellte diese, nach Abzug eines billigen Rabatts, dem Betrüger zu.

So kam auf Einmal die Quelle von Blaffmanns Kleiderpracht an den Tag. Der Ankläger bewies den

Betrug durch die Briefe selbst, die er unter mehreren, als unnütz weggeworfenen Papieren gefunden hatte.

„Welcher Bubenstreich!“ rief der Stadtrichter, als ihm Kreisel die Geschichte vortrug. „Aber ich werde diese Untersuchung mit Lust führen; denn unsere Stadt hat davon den heilsamen Erfolg zu erwarten, daß sie von dem Bösewicht auf immer befreit wird.“

Und so geschah es. Blaffmann gestand nach vielen Kreuz= und Quersprüngen sein Verbrechen ein, und ein auswärtiger Schöppenstuhl sprach ihm ein hartes, aber wohlverdientes Urtheil. Er mußte zuförderst die ehrlichen Leute, deren Namen er gemißbraucht hatte, vor Gericht um Verzeihung bitten; dann ward er mit einem hölzernen Brustschilde, auf welchem die Worte: Betrüger und Ehrenschänder mit großen Buchstaben geschrieben standen, an den Pranger gestellt, und nach dieser Parade ins Zuchthaus abgeführt, wo ihn eine derbe Knute mit einem tüchtigen Willkommen empfing. Man gab ihm hierauf, anstatt des Kammes und der betrüglichen Bettelfeder, die Holz= und Hornraspel und die Steinsäge in die Hände. Zu dergleichen schwerer Arbeit sollte er, nach Vorschrift des Urtheils, zwei Jahre lang angestrengt und dann des Landes verwiesen werden.

Das alles war die Folge seiner Aufwiegelung am Fastenabend. Dadurch kam er ins Gefängniß, und der Ankläger wachte gegen ihn auf. Er mußte folglich die Kühlung seines Müthchens theuer bezahlen. Doch sein Zweck war erreicht: das Cassino ging ein.

Viele Damen waren schwach genug, das Schicksal des Halunken zu bedauern. Sie schickten ihm täglich gute Bissen ins Gefängniß, versorgten ihn mit allerhand Bequemlichkeiten zur Reise ins Zuchthaus, und weinten ihm nach.

Ungefähr um dieselbe Zeit ward die Stadt auch noch von zwei andern Personen, die Vielen ein Dorn im Auge waren, gereiniget.

Der Leser erinnert sich vielleicht noch, daß die Frau Bürgermeisterin (am Schlusse des sechzehnten Kapitels) in ihrem Kalender den Tag bemerkte, an welchem die Doctorin Salm den Mohren Golo zu sich eingeladen hatte, um sich von ihm die Merkwürdigkeiten seines Vaterlandes erzählen zu lassen. Kein billiger Mensch nahm Anstoß daran: denn es ist ja eine sehr unschuldige Sache, daß man sich von weitgewanderten Fremdlingen über das, was sie gesehen haben, belehren läßt, und sie als eine lebendige Reisebeschreibung benutzt. Aber die Bürgermeisterin behauptete hartnäckig, der

Doctorin Neugier sey auf einen andern Gegenstand gerichtet gewesen. Dergleichen muthwillige Verleumdungen begünstiget oft der Zufall, indem er sonderbare Umstände zusammenwürfelt, die solche Hirngespinste zu begründen scheinen. So traf sich's auch hier, daß des Doctors längst gehegter Wunsch, einen Erben zu bekommen, zu einer bedenklichen Zeit in Erfüllung ging. Madame Salm kam glücklich in die Wochen; da aber viel unglimpfliches Geschwätz über ihre Schwangerschaft in Umlauf gewesen war, so hatte sie den Eigensinn, ihr neugeborenes Kind niemanden zu zeigen. Die Bürgermeisterin und andere ihres Gelichters hätten viel darum gegeben, es nur von weitem zu sehen; allein es war keine Möglichkeit. Da ward denn die Hebamme von der Frau Bürgermeisterin zum Kaffee gebeten, und von ihr und andern neugierigen Beisitzerinnen verhört, wie das Würmchen gestaltet sey. „Es ist ein recht schmucker Junge!" sagte die Alte. „Nur Schade, daß die Mutter im vorigen Sommer zu viel Heidelbeeren gegessen hat; davon ist das Knäbchen ein bißchen schwärzlich geworden." — Man kann sich vorstellen, wie ausgelassen über diesen schalkhaften Einfall gelacht wurde. „Nun, bei der Taufe kann sie den Balg doch nicht vor dem Pfarrer und den Pa=

then versteckten!“ sagten die edlen Damen, und freuten sich darauf, daß nachher von der Kanzel herab auf das im Schwange gehende Laster der Unkeuschheit geschmält werden würde. Aber diese Rechnung war falsch. Der Herr Doctor säumte, nach jetziger großstädtischer Sitte, vier Wochen lang, das Knäblein taufen zu lassen, schickte dann einmal mitten in der Nacht dem Pfarrer die Taufgebühren doppelt oder dreifach, und verließ noch in derselben Stunde, mit Frau und Kind und allen seinen Habseligkeiten, die Stadt auf ewig.

---

## Vier und dreißigstes Kapitel.

### Das Begräbniß.

Bald nach dieser Abfahrt kam Albert zurück, um die Seinigen abzuholen. Er war aber darauf eingerichtet, sich einige Wochen in Michelheim aufzuhalten, und so geschah es, daß er noch dort war, als auch Richard wieder eintraf.

Dieser hatte sich in der Fürstenstadt, besonders bei Hofe, wenig erlustiget. Es war hier alles zwergartig, und wollte sich doch ein riesenhaftes Ansehen geben. Richard hielt nicht lange dabei aus. Er machte Reisen außerhalb Landes in einige große Handelsstädte, wo er Geschäfte hatte, kam erst im Frühling in die Zwerg-Residenz zurück, und wollte da so lange verweilen, bis ihn Freund Kreisel benachrichtigen würde, daß sich Albert, sammt der Familie Roggenburg, ganz von Michelheim weggewendet habe. Er konnte jedoch diesem Vorsatze nicht treu bleiben. Die Residenz war ihm in der jetzigen Jahreszeit ein doppelt unerträglicher Ort. Sie lag in einer reizlosen, unfruchtbaren Ebene, wo kein schöner, dichtbelaubter Baum den Spaziergänger mit kühlem Schatten erfrischte. Nur die kahlköpfige Weide wohnte hier in einer Sandwüste. Man hatte zwar in der Nähe der Stadt einen recht artigen Park angelegt; er war aber erst zwanzig Jahre alt, und konnte folglich in dieser Jugend noch nicht viel leisten. Ganz ungenießbar ward er dadurch, daß der Regiments-Tambour der fürstlichen Leibgarde (welche zugleich die ganze Armee in sich begriff) seine Lehr- und Erziehungs-Anstalt an diesen Lustort verlegt hatte, und daselbst vom Morgen bis in die Nacht

einen heillosen Lärm mit seiner Trommelschule verführte. Es gab Midasohren, die sich an dem Gerassel der Kalbfelle vergnügten, und Stunden lang dem lieblichen Concerte zuhörten; aber Richard wurde dadurch, wie mehrere gebildete Leute, ganz aus dem Park verscheucht. Da er nun ein leidenschaftlicher Spaziergänger war, und er sich sonst nirgend in den Umgebungen der Residenz mit Wohlgefallen bewegen konnte, so verließ er sie aus Verdruß, und kehrte lieber nach Michelheim zurück, wo er doch wenigstens einen schattigen Garten und einen heitern Freund hatte, mit dem sich ein unterhaltendes Gespräch führen ließ.

Dieser Freund war Kreisel. Ihm machte er zuerst seine Ankunft bekannt, und beschenkte ihn mit verschiedenen, für ihn gekauften trefflichen Büchern, die sich der Dichter längst gewünscht hatte. Dann überraschte er den Bürgermeister mit einem freundschaftlichen Besuche, und übergab ihm Brief und Siegel über einige bei dem Fürsten ausgewirkte Gnadensachen, die der Stadt Michelheim bedeutende Vortheile brachten.

Höchst unschlüssig war er, wie er sich gegen die Familie Roggenburg, besonders gegen Elisens Bräutigam, der jetzt bei seinem künftigen Schwiegervater wohnte, benehmen sollte. Er wollte sich nicht schmollend zeigen,

und hatte doch auch keine Lust, seine von Alberten zurückgewiesene Freundschaft dem jungen Strudelkopf auf's neue entgegen zu tragen. Indem er darüber mit sich selbst kämpfte, ereignete sich ein Vorfall, der ihn auf Einmal aus aller Verlegenheit setzte.

Der Rathsdiener und Stockmeister Packer hatte eine Frau, der es die ganze Stadt weit weniger als ihm selbst verzieh, daß er in einem niedrigen und gehässigen Amte stand. Gegen ihn, den gefürchteten Mann, muckte man nicht: sie aber behandelte man als eine unehrliche Person; niemand sprach öffentlich auf der Gasse mit ihr. Hierzu kam, daß sie rothe Augen und überhaupt eine Gestalt hatte, wie man Zauberinnen malt. Sie ward deßhalb von vielen abergläubigen Menschen für eine Hexe gehalten, und bloß ihretwegen verwahrte man in der Walpurgis-Nacht alle Hausthüren mit drei Kreuzen, die jede Zauberei abwehren und unkräftig machen sollten. Ueberdieß hatte sich die von jedermann verabscheute Person in der letzten Zeit die höchste Ungnade der Frau Bürgermeisterin zugezogen, weil sie gegen den gefangenen Candidaten des Zuchthauses keine besonders gefällige Wirthin gewesen war, und er sich oft bei seiner hohen Gönnerin darüber in vertraulichen Briefen beklagt hatte.

Diese Frau ward am Tage nach Walpurgis gefährlich krank. Die Witzbolde des Städchens sagten: sie habe sich bei dem nächtlichen Ritt nach dem Blocksberge erkältet, oder sey mit der Ofengabel gestürzt. — Drei Wochen darauf starb sie an eben dem Tage, an welchem Richard von seiner Reise zurück kam. Der betrübte Wittwer machte die gehörigen Anstalten zum Begräbniß. Als aber die Leiche fortgebracht werden sollte, blieben die dazu bestellten Träger aus. Man schickte nach ihnen. Sie ließen sagen: die Hexe möge begraben, wer wolle; sie für ihre Personen legten, um sich nicht zu verunehren, keine Hand an.

So sprachen Alle, die der Wittwer um Gottes Willen bat, den Sarg auf den Kirchhof zu tragen. Er durchlief die ganze Stadt, er bot, was er im Vermögen hatte: die lumpigsten Bettler wiesen ihn ab. Weinend klagte er seinen Jammer dem Bürgermeister. Dieser ließ ein halbes Dutzend arme Teufel zu sich rufen, und redete ihnen zu, das Werk der Noth zu verrichten. Schon waren sie halb und halb dazu entschlossen, als auf Einmal die Bürgermeisterin ihren Mann überschrie, und den Leuten vorstellte: sie sollten sich doch ja nicht mit der Hexenleiche abgeben, weil sonst von nun an kein ehrlicher Mensch einen Krug

Bier mit ihnen trinken würde. „Ja, das ist wahr! Ehre verloren, alles verloren!“ riefen die Bettler, und hörten den Bürgermeister nicht weiter an.

Schon drei Tage stand der Sarg, der den entseelten Körper enthielt, auf der Hausflur der Frohnfeste. Es war die höchste Zeit, ihn unter die Erde zu bringen. Da beschloß an einem Sonnabende der Magistrat: man wolle die eingepfarrten Bauern, die des folgenden Tages in die Stadt zur Kirche kommen würden, höflich ersuchen, die Leiche zu tragen, und, wenn sie sich weigerten, sie mit Gewalt dazu zwingen.

Das Wetter des Sonntags war schön; es fanden sich viele Bauern zur Kirche ein. So bald der letzte hinein war, verschloß man die Stadtthore, und der Hauptmann Schneppe besetzte mit der Bürgergarde den Marktplatz, welchen die Landleute auf ihrem Heimwege nicht umgehen konnten.

Als der Gottesdienst aus war, ließ Herr Schneppe die Trommeln und Pfeifen lustig ertönen. Das lockte, wie des Rattenfängers Pfeife die Kinder in Hameln, alle Bäuerlein herbei. Sie stellten sich vor der Fronte zusammen, und horchten. Der Hauptmann ging freundlich auf sie zu, und sagte: er wolle zu ihrem Vergnügen eine ganze Stunde lang die Feldmusik erschallen

lassen, wenn sie ihm zuvor den Gefallen thäten, eine Leiche zu Grabe zu tragen. Sie stutzten und fragten, wem sie angehöre. Er mußte ihnen reinen Wein einschenken. Sogleich riefen alle ein trotziges Nein; denn sie hatten schon von der Sache gehört. Er, darauf gefaßt, machte plötzlich mit seiner Compagnie eine schon eingeübte kühne Schwenkung, und umzingelte die Rebellen. Sie wehrten sich aber gegen die kraftlose Mannschaft wie Löwen, warfen einen nach dem andern über den Haufen, und schlugen sich durch.

Der Witwer stand von fern, sah seine letzte Hoffnung scheitern, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und stürzte in sein Haus. „Hülfe! Hülfe! der Vater hat sich erhängt!“ schrie bald darauf eins seiner Kinder oben aus dem Fenster. Das unten versammelte Volk gaffte unthätig hinauf. Doch Albert, der zufällig vorbei ging, eilte ins Haus, zerschnitt den Hängestrick, und brachte den Unglücklichen wieder zur Besinnung.

Nach dieser wackern That rief der junge Mann unter der Hausthür den Gaffern zu: „Ich bin bereit, die Leiche zu tragen. Wer hilft mir?“ Niemand regte sich.

In demselben Augenblicke kamen Richard und Krei=

sel aus bloßer Neugier auf dem Platze an, hörten Alberts wiederholten Ruf, und entschlossen sich auf der Stelle, ihm hülfliche Hand zu leisten. Sie grüßten ihn freundlich; er dankte mit Höflichkeit. Alle drei faßten den Sarg an; doch ihre Aufforderungen und Bitten, daß noch jemand aus dem Volkshaufen ihnen beistehen möge, waren vergebens.

Da erblickte der Stadtsecretair den Advokaten Striegel, und rief ihm, als wäre von einem Kartenspiele die Rede, mit einem scherzhaften Tone zu: „Freund Striegel, kommen Sie her, und seyn Sie der vierte Mann!"

Der Advokat rieb und wand die Hände, zuckte die Achseln, und trippelte bald vorwärts, bald zurück, ohne vom Flecke zu kommen.

„Potz tausend über die Unentschlossenheit!" schalt Kreisel. „Machen Sie ein Ende!"

Jetzt kam der Advokat mit hastigen Schritten und sagte: „Glauben Sie mir unmaßgeblich, meine Herren, ich bin kein Sclav des Vorurtheils; ich füge mich nur gern nach den Meynungen der Menschen, unter welchen ich lebe. Doch da sich Ew. Excellenz und die beiden andern hochachtbaren Herren über diese Bedenklichkeit

hinwegsetzen, so wird es unmaßgeblich auch meiner Ehre nicht schaden.“

Hiermit griff er an; der Leichenzug setzte sich in Bewegung. Der Witwer, der sich indessen ganz beruhigt hatte, nahm seinen Platz hinter dem Sarge ein, und sagte mit lauter Stimme: „Nun seh ich, daß Gott arme Leute nicht verläßt! Die Frau Bürgermeisterin, die meinem Weibe kein ehrliches Begräbniß gönnte, mag tausendmal sterben, es wird sie kein Geheimer Rath und kein anderer so vornehmer Herr, wie diese hier, zu Grabe tragen.“

---

## Fünf und dreißigstes Kapitel.

### Die Versöhnung.

Die halbe Stadt zog mit auf den Kirchhof. Als der Sarg eingesenkt war, gab Albert dem Ostindier die Hand, und sprach: „Herr Geheimer Rath, verzeihen Sie meiner jugendlichen Uebereilung! Ich that Ihnen im vorigen Jahre sehr Unrecht. Sie bewiesen sich

hier und in andern Fällen als ein edelmüthiger Mann. Ich verehre Sie nun aus vollem Herzen."

„Lassen Sie uns Freunde seyn!" sagte Richard, ihn umarmend. „Gute Menschen können sich eine Zeit lang verkennen; aber der Nebel verschwindet, und sie lieben sich doppelt." —

So war die Versöhnung geschlossen. Albert bat den Ostindier, mit ihm zu dem Hauptmann zu gehen, weil der gute alte Mann sehnlich nach ihm verlange. Richard erfüllte seine Bitte, wiewohl mit Bangigkeit, Elisen unter die Augen zu treten.

Roggenburg war äußerst überrascht, als er die Versöhnten Arm in Arm die Straße herab kommen und in sein Haus treten sah. Er stelzte ihnen freudig bis an die Treppe entgegen, und Thränen traten ihm in die Augen, als Richard seine Arme um ihn schlang und ihn küssend ans Herz drückte. „O wie wohl ist mir, daß ich Sie wiedersehe!" rief der alte Kriegsmann. „Ich hätte meinem Sohne sein Mißverständniß mit Ihnen nie vergeben, wenn er Sie nicht jetzt mir wieder zuführte."

Indessen nahte sich auch Elise, und empfing den Geheimen Rath mit zwangloser Heiterkeit und freundlichem Wohlwollen. Jede Verlegenheit war nun auf

allen Seiten vorüber. Man unterhielt sich von der neuesten Stadtbegebenheit und der daraus entsprungenen Versöhnung so unbefangen, als wäre nie zwischen Richard und Albert ein Zwist vorgefallen und nie ein Korb ausgetheilt worden.

„Lieber Hauptmann," sagte Richard, „darf ich Ihnen zum Beweise, daß ich auch in der Entfernung an Sie gedacht habe, ein kleines, sehr kleines Geschenk anbieten?"

„Wenn es klein, wirklich sehr klein ist," antwortete Roggenburg, „so nehme ich's an, um nicht eigensinnig zu scheinen. Aber ich kenne schon die Herren Ostindier, daß sie nichts Kleines verschenken."

„Dießmal doch!" versetzte Richard. „Ich habe ein Dutzend Tabakspfeifen von verschiedener Gestalt für Sie gekauft, und diese werden Sie mir gewiß nicht auf dem Halse lassen, da ich selbst keinen Gebrauch davon machen kann."

„Ein Dutzend! gleich ein Dutzend?" — rief der Hauptmann. „Da sieht man den Ostindier! — Doch mit Tabaksgeräthe greift man mich an der schwachen Seite an, und so will ich mich denn gegen Ihre Güte nicht sträuben."

„Da einmal von Geschenken die Rede ist," fiel Al=

bert ein, „so erbitte ich mir auch eins, Herr Geheimer Rath! Beschenken Sie mich, oder vielmehr Elisen, zum zweiten Mal mit dem Shawl, den ich Ihnen unartig zurück gab. Ich möchte dieses Denkmal unserer Mißhelligkeit gern auf immer aus Ihren Augen entfernen."

„Das ist ein braves, vernünftiges Wort lieber Sohn!" sagte der Hauptmann, und Richard versicherte, daß er nun erst die geschehene Aussöhnung als vollendet betrachte.

Nachdem er hierauf den Hauptmann und das Brautpaar auf den folgenden Tag zum Mittagsmahle eingeladen und sie zugesagt hatten, nahm er Abschied, und übersandte bald nachher den Shawl und die Tabakspfeifen, deren reich mit Silber beschlagene Köpfe und Rohre so schön und kostbar waren, daß Roggenburg, als ein alter Kenner, den Werth des Geschenkes auf hundert Thaler schätzte, ohne noch ein nettes Tabakskästchen und einige Rollen des feinsten Knasters, die zugleich mitfolgten, in Anschlag zu bringen.

Auch die sämmtlichen Magistratspersonen bat Richard, mit Ausschluß ihrer Frauen und Töchter, auf den folgenden Mittag zu Tische. Er wußte, wie diese Damen gegen das Fräulein gesinnt waren, und wollte daher Elisen nicht das Leid zufügen, sie in eine ihr

abgeneigte Gesellschaft zu versetzen. Es ward bei ihm, wenn er Gäste hatte, um zwölf Uhr gespeis't; denn die Michelheimer aßen schon um eilf Uhr, und liebten es also durchaus nicht, so spät zu tafeln, wie es Richard, nach englischer und jetzt auch deutscher Sitte, gewohnt war. Dießmal ersuchte er den Bürgermeister in einem Billet, sich eine Stunde vor der gewöhnlichen Tischzeit bei ihm einzufinden, weil er etwas Wichtiges mit ihm zu sprechen habe.

---

## Sechs und dreißigstes Kapitel.

### Die Entdeckung.

Mit unruhiger Neugier, was er bei dem Geheimen Rath erfahren werde, stellte sich der Bürgermeister um eilf Uhr ein. Richard empfing ihn in Gegenwart seines Hausfreundes, des Stadtsecretairs. „Lieber Herr Bürgermeister," hob er an, „ich wollte schon längst eine Frage an Sie thun. Haben Sie denn einen Verwandten, der in der Welt herum schweift? Ich fand

überall auf meinen Reisen, und sogar in Ostindien, einen Mann, der sich Felden nannte."

„Ew. Excellenz erschüttern mein Herz!" sagte der Bürgermeister. „Sie erinnern mich an einen verlornen Bruder, von dem ich seit dreißig Jahren keine Nachricht habe."

„War es ein guter Mensch?" fragte Richard.

„Ein lieber, herrlicher Junge war's;" versetzte der Bürgermeister. „Er hatte nur immer hochfliegende Gedanken, und sehnte sich in die weite Welt. Daran war freilich unser seliger Vater ein wenig Schuld, indem er uns Kindern oft von fremden Ländern erzählte, die er theils selbst durchwandert hatte, theils aus Reisebeschreibungen kannte. Ich hörte das alles ohne sonderliche Gemüthsregung an; aber Bruder Ludwig ward ganz begeistert, und sprach beständig davon, daß er zur See gehen wolle. Es gefiel ihm durchaus in dem kleinen, engen Michelheim nicht. Er murrte jeden Morgen, wenn er das Barbierzeug unter den Arm nehmen und die Kunden des Vaters, der ein geschickter Wundarzt war und eine Barbierstube hatte, bedienen mußte. Besonders ging er höchst ungern zu dem damals regierenden Bürgermeister Protz, weil es ein barscher und

herrischer Mann war. Einsmals hatte der Bürgermeister eine Gevatterschaft vor, und wollte dabei recht glatt um's Kinn erscheinen. Er ließ den Vater bitten selbst zum Rasiren zu kommen: denn Ludwig, ließ er sagen, sey ein Fasler; er schere nicht rein, oder schneide. Aber der Vater war unpaß; Ludwig mußte das Geschäft verrichten. Er ging verdrießlich mit dem Scherbeutel fort, und — kam nie wieder."

„Ja freilich!" fiel der Geheime Rath ein: „Denn als ich zu dem Bürgermeister in die Stube trat, fuhr er wie ein Bär auf mich los — —"

Mit großen, starren Augen sah ihn Herr Felden an, und fragte schüchtern: „Wie belieben Ew. Excellenz?" —

„Weg mit der Excellenz, Bruder Gottlieb!" sagte Jener mit offnen Armen. „Ich bin Ludwig, dein verlorner Ludwig."

Der Bürgermeister, wie vom Donner gerührt, taumelte zurück. Richard und Kreisel fingen ihn auf, und geleiteten ihn zum Sopha.

„Ew. Excellenz scherzen wohl!" sprach er mit wehmüthigem Lächeln.

„Hast du noch immer die leidige Excellenz im Munde?"

sagte Richard. „Nenne mich Bruder, und höre meine Geschichte! — Der Bürgermeister fuhr auf mich los: Kommt Er doch? Er Taugenichts! — Will Er mir wieder einen Wald von Haaren im Gesichte stehen lassen, oder mir Blut abzapfen? — Sieht Er, hier liegt ein Viergroschenstück und ein Stock! sprach er, und legte beides neben einander auf den Tisch. — Er bekommt das Geld oder die ungebrannte Asche, nachdem Er sich aufführt! — Mit diesen Worten warf er sich auf einen Stuhl. Ich fing das Werk mit möglichster Vorsicht an. Es war aber schwer, das Schermesser über seine vielen, vom Zorn noch vermehrten Gesichtsfalten ohne Straucheln zu führen, und so entstand zu meinem Schrecken eine kleine Wunde. Er fühlte sich verletzt, sprang auf, sah in den Spiegel, schimpfte, tobte, setzte sich aber dennoch wieder, mit einem Fingerzeig auf den Stock. Ich kam ohne weiteres Unheil bis in die Gegend der Oberlippe. Als ich aber, wie gewöhnlich, seine Nase mit zwei Fingern anfaßte, fuhr er — Gott weiß, warum? — wüthend auf, und rannte sich damit das Messer so tief ins Gesicht, daß sogleich ein Blutstrom heraus schoß. Brüllend griff er nach dem Stocke — ich stürzte fort und zum nächsten Thor hin=

aus, denn ich getraute mir nicht, unserm Vater wieder unter die Augen zu treten."

„Welche sonderbare Fügung!" rief der Bürgermeister. „Mein Erstaunen läßt mir noch gar nicht zu, den süßen Brudernamen auszusprechen."

„Daß ich aber vollen Anspruch darauf habe, will ich dir augenscheinlich beweisen;" antwortete Richard, und holte aus dem Nebenzimmer einen alten, auf der Flucht mitgenommenen Barbierbeutel von rothem Plüsch, bei dessen Anblick der Bürgermeister aufschrie: „Ja, den kenn' ich noch! Da muß inwendig des Vaters Name eingezeichnet stehen!"

Und so fand sich's auch. Mit nassen Augen umarmten sich die Brüder.

„Nun erzähle du, Gottlieb!" sprach der Geheime Rath. „Was begab sich nach meiner Flucht?"

„Der Vater saß mit unter den Kopf gestütztem Arm am Fenster," sagte der Bürgermeister, „da rief er auf Einmal: Was mag das bedeuten? Protzens Dienstmädchen hat den Bader Hildebrand geholt; sie eilen mit starken Schritten nach des Bürgermeisters Hause. — Ist vielleicht Ludwig nicht hingegangen? oder hat ihn der eigensinnige Mann nicht angenommen? — So blieb

uns die Sache dunkel, bis eine Viertelstunde nachher der Bader Hildebrand zur Thür herein schrie: Ach, Herr Gevatter, welch Unglück! Ihr Sohn hat den Bürgermeister mit dem Schermesser so zugerichtet, als wär' er in einer Schlacht gewesen. Ich mußte ihn eben verbinden; aber, trotz meiner unvergleichlichen Wundsalbe, wird er zeitlebens eine sichtbare Schmarre behalten, und die heutige Gevatterschaft geht natürlich ganz in die Pilze. — Der Vater erschrack, und war vollends untröstlich, als du — —"

„Schildere mir nicht seinen Kummer!" fiel der Geheime Rath bittend ein. „Das Einzige beruhiget mich, daß ich mir nicht vorwerfen darf, seinen Tod durch meine Flucht beschleuniget zu haben. Er ist — wie ich gleich in den ersten Tagen meines jetzigen Hierseyns von dem Gastwirth heraus lockte — erst vor zehen Jahren gestorben, hat also nach meiner Trennung von euch noch volle zwanzig Jahre gelebt."

„Immer von dir sprechend, immer nach dir verlangend, immer für dich betend!" — setzte der Bürgermeister hinzu, und die Augen gingen ihm über. „O, hätt' er's doch erlebt, dich in deinem jetzigen Glanze zu sehen! — Sage mir, ich bitte dich, wie gelang dir's, zu dieser Höhe zu steigen?"

Der Geheime Rath wollte Bruder Gottliebs Neugier befriedigen; doch Herr Trottel, der immer, wenn's zu Tische ging, der Erste war, trat eben jetzt ins Zimmer, und die übrigen Gäste folgten bald nach. Als alle beisammen waren, stellte sich ihnen der Geheime Rath als ein Michelheimer Stadtkind und als Bruder des Bürgermeisters vor. Sie hielten es lange für einen Scherz. Er gab ihnen aber einen kurzen Auszug aus seiner Geschichte, so weit wir sie wissen, und versprach, die Fortsetzung bei Tische folgen zu lassen.

---

## Sieben und dreißigstes Kapitel.

### Die hohen Kranken.

Als die Suppe, die gewöhnlich mit einer gewissen stillen Andacht genossen wird, vorbei war, begann der Geheime Rath seine Geschichte.

„Es sind im künftigen Monat gerade dreißig Jahre, daß ich Michelheim verließ. Ich hatte mein mühsam

zusammengespartes Vermögen, das in fünf Thalern bestand, glücklicher Weise in der Tasche, als ich die Flucht ergriff. Das Wetter war schön; ich schlug meine Nachtläger meistens unter Bäumen auf, und so reichte meine Kasse bis Hamburg, wohin ich meinen Lauf nahm, um mich nach England einzuschiffen."

„Ich meldete mich bei einem Büreau, wo junge Wundärzte für den englischen Seedienst angenommen wurden. Es war mir vor einer scharfen Prüfung meiner Kenntnisse bange. Doch der ehrliche Mann, der sich mit mir über mein Gesuch besprach, schien gar kein Kunstverständiger zu seyn. Er that nur zwei oder drei oberflächliche Fragen an mich, die ich herzhaft beantwortete. Am Ende machte er noch seinen überreifen Bart, den er vermuthlich kostenfrei loswerden wollte, zu einem Gegenstande des Examens. Er ging mit mir in ein anstoßendes Cabinett, wo er die erforderlichen Barbiergeräthe aus einem Schranke nahm. Ich hatte dießmal eine leichte Hand, einen sichern Strich; mein Examinator war vollkommen damit zufrieden. Wir wurden einig, und ich segelte schon des folgenden Tages nach England."

„Ich war nach London beordert, ward aber von da

sogleich nach Portsmouth geschickt, wo einige Kriegsschiffe zum Auslaufen bereit waren. Auf einem derselben erhielt ich meine Anstellung. Jetzt begann die traurigste Zeit meines Lebens. Der Anblick des Meeres ist groß und hehr; ich ward es aber bald überdrüssig, mit meistens rohen Gesellen, deren Sprache mir Anfangs völlig fremd war, in einem engen, schwimmenden Gebäude zu hausen, und nichts als Himmel und Meer zu sehen. Verschiedene Seetreffen, die unsere Flotte lieferte, waren keine angenehme Abwechselung. Ich hielt dennoch, auf verschiedenen Kriegsschiffen dienend, diese langweilige Lebensart vier Jahre aus. Dann aber nahm ich meinen Abschied, und ging, als ich eben mein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, mit einem Handelsschiffe nach Indien."

„Mein Schiffspatron hatte Geschäfte im Königreiche Siam. Die Bewohner dieses Königreichs sind häßliche Gestalten. Lange Ohren, die man sonst gern dem Esel überläßt, gelten bei ihnen als eine vorzügliche Schönheit. Einer beneidet den andern darum. Die Natur beschenkt sie freiwillig mit dieser Zierde; aber keiner ist mit der Größe derselben zufrieden: alle belasten sich mit schweren Ohrgehenken, um durch dieses

dehnende Gewicht den Wachsthum der köstlichen Naturgabe noch mehr zu befördern. Es ist auch den wunderlichen Leuten nicht recht, daß ihnen die Natur, wie andern Menschen, weiße Zähne gibt: sie wollen sie schwarz haben, und wetteifern mit einander, die Farbe des Ebenholzes ihrem Gebiß einzubeitzen."

„Doch unter diesen Querköpfen keimte mein Glück. Mein Schiffspatron und ich befanden uns eben in der Hauptstadt des Reichs, als Seine Majestät, der König, von einer Krankheit befallen wurde, die seine Aerzte nicht zu heilen verstanden. Er sträubte sich vielleicht gegen die dort gewöhnliche Cur, bei welcher man den Kranken die Länge lang auf den Boden hinstreckt, ihm auf den Leib tritt, und mit den Füßen darauf herum stampft, damit diese Durcharbeitung eine glückliche Crisis der Krankheit hervor bringe. Der hohe Patient hatte vernommen, daß ein europäischer Arzt, nämlich meine Wenigkeit, in der Hauptstadt angekommen sey, und ich ward nach Hofe berufen. Aber vor einem König von Siam darf man nicht, wie vor andern Menschen, auf zwei Füßen erscheinen; man muß, zur Erde geworfen, auf den Knien und Händen, wie ein vierfüßiges Thier, zu ihm hin kriechen. Der königliche Ceremonienmeister

unterrichtete mich im Vorsaal eine ganze Stunde, wie ich mich so, mit gehörigem Anstand, fortbewegen sollte. Ich gab vergebens durch einen gegenwärtigen Dolmetscher zu verstehen, daß während dieser verlorenen Zeit die Krankheit Seiner Majestät zu einer bedenklichen Höhe steigen könnte: die strenge Beobachtung der lächerlichen Hofsitte schien nöthiger als die Cur. Der Ceremonienmeister war zuletzt mit meiner Gelehrigkeit zufrieden, und der Gang auf allen vieren gelang mir um so besser, da ich treffliche Muster vor mir hatte, indem der Ceremonienmeister und andere bedeutende Hofschranzen wie schleichende Katzen vor mir her ins Krankenzimmer krochen."

„Der König, der eine sehr lange, pyramidenförmige, von Gold und Edelsteinen funkelnde Mütze auf dem Kopfe hatte, lag starr, wie ein steinernes Bild, auf seinem Lager, als wir anrutschten. Ich flüsterte dem neben mir kriechenden Dolmetscher zu: es sey zuförderst nöthig, daß mir in Gnaden erlaubt werde, den allerhöchsten Puls zu untersuchen. Mein Begehren lief leise von Ohr zu Ohr, bis es an denjenigen Hofherrn kam, der zunächst ans Lager des Königs vorgerückt war. Er richtete sich, wie ein aufwartendes Hündlein, empor,

setzte die Spitze eines kleinen, zierlichen Sprachrohrs höchst behutsam ans Ohr Seiner Majestät, und trug so mein ärztliches Gesuch lispelnd vor. Der König antwortete nicht, zuckte keine Lippe, hob aber seine rechte Hand mit unbeschreiblicher Langsamkeit unter der Decke hervor. Ich erschrack; denn die Nägel seiner Finger waren wenigstens vier Zoll lang. Ein Wink des Ceremonienmeisters rief mich zum Krankenbette. Er setzte sich und mich in die Stellung aufwartender Hündlein, und leitete meine Hand zur Hand des Königs. Ich überzeugte mich sogleich, daß ich nur mit einem ganz gewöhnlichen Fieberchen zu thun hatte. Es war mir nicht bange, damit fertig zu werden. Ich erklärte durch den Dolmetscher: Seine Majestät befinde sich noch für jetzt in keiner Lebensgefahr, und ich hoffe, durch zweckdienliche Arzneien, die ich unverzüglich herbei schaffen würde, die Krankheit zu heben."

„Vorschriftmäßig kroch ich rückwärts, wie ein Krebs, zur Thür hinaus, und holte die benöthigten Pulver aus meiner Reise=Apotheke. Mit welchen Feierlichkeiten der König die Medicin eingenommen hat, weiß ich nicht. Ich besuchte ihn acht Tage hinter einander; dann war er gesund. Zur Belohnung erhielt ich eine goldene Betelbüchse vom zweiten Range." —

„Eine Betelbüchse! Was ist das?“ fragte der Bruder des Erzählers.

„Es ist in Indien gewöhnlich,“ antwortete der Geheime Rath, „die Blätter der dort einheimischen Betelpflanze in goldenen oder silbernen Dosen bei sich zu führen, und sie von Zeit zu Zeit, wie man eine Prise Tabak nimmt, im Munde zu käuen. Wenn aber der König von Siam Betelbüchsen verschenkt, so bewirkt das dort eine eben so ehrenvolle Auszeichnung, als in Europa ein Orden. Die Größe derselben bestimmt den Rang. Ich ward Betelbüchsen-Ritter der zweiten Klasse; und man erwies mir überall, wo ich mein Ordenszeichen aus der Tasche zog, große Verehrung. Ich muß aber bekennen, daß mir das erhaltene Gnadenzeichen wenig Freude machte. Eine hübsche Geldsumme, die mich in den Stand gesetzt hätte, ein vortheilhaftes Geschäft anzufangen, wäre mir lieber gewesen. So unzufrieden wollte ich eben die Residenz des Beherrschers von Siam verlassen, als ich plötzlich wieder in den Pallast gerufen ward, und mir der Antrag geschah, einem kranken Elephanten des Königs ärztliche Hülfe zu leisten.“

„Ich muß im voraus sagen, daß diese Riesen der

Thierwelt in Siam zu Hause sind, und in außerordentlicher Achtung stehen. Jeder Elephant des Königs hatte damals innerhalb der Ringmauern des Pallastes ein eigenes wohleingerichtetes Haus und einen ansehnlichen Titel. Einer hieß der Graf, der andere der Lord, der dritte der Baronet, und so weiter. Der vornehmste — ein ungeheurer Elephant von weißer Farbe — ward Prinz genannt. Er bewohnte einen kleinen Pallast, und hatte zu seiner Bedienung einen zahlreichen Hofstaat, der ihn immer umgab. Der König liebte und schätzte den sogenannten Prinzen ungemein. Der Titel: Herr des weißen Elephanten, stand in allen öffentlichen Mandaten unter seinen übrigen Titeln oben an."

„Diese vierfüßige Herrschaft war krank. Ich hielt es für möglich, daß bei ihr vielleicht mehr, als bei dem König selbst zu verdienen sey, und erklärte mich daher bereitwillig, sie als Arzt zu besuchen. Auf meine Frage, ob ich dabei ein gewisses Ceremoniell zu beobachten habe, erhielt ich die Antwort: es sey nichts nöthig, als eine tiefe Verbeugung vor dem Prinzen."

„Ich erschien denn mit einem Bückling vor ihm. Er stand in einem fürstlich ausgeschmückten Zimmer,

mit gesenktem Kopfe, und sah überhaupt sehr unlustig aus. Ich forschte bei dem gegenwärtigen Hofstaate nach den Zeichen der Krankheit. Man wußte mir nichts anzugeben, als daß der Prinz seit drei Tagen seine sonst gewöhnliche Eßlust und Heiterkeit verloren habe. Weiter nichts als ein verdorbener Magen! dacht' ich in meinem Herzen, stellte mich aber äußerlich, als stände die Sache sehr schlimm. Ich nahte mich dem Kranken, betastete seinen Rüssel, seine Ohren, sah ihm in die Augen, ließ mir die Zunge zeigen, machte bei dem allen ein trübes, bedenkliches Gesicht, empfahl mich mit einem Reverenz, und holte Magenmittel, die dem beseelten Knochenberge — wie Haller, der Arzt und Dichter, den Elephanten nennt — in starken Gaben gereicht werden mußten. Mit verständiger Willigkeit nahm er sie ein. Den dritten oder vierten Tag nachher befand er sich wieder wohl. Er hatte eben, als ich ihm meinen gewöhnlichen Morgenbesuch abstattete, eine doppelte Portion Reiß mit gutem Apetit verzehrt, und trank vor meinen Augen eine Flasche Wein hinten nach. Dankbar für seine Wiederherstellung, umarmte er mich mit dem Rüssel, und drückte mich sanft an seine Brust."

„Der Dolmetscher vertraute mir, daß der König über die Genesung des Prinzen höchst erfreut sey, und mich unfehlbar zum Betelbüchsen=Ritter der ersten Klasse erheben würde: ich hingegen vertraute dem Dolmetscher, daß mir an der ganzen Ritterschaft wenig liege, und es mir angenehmer wäre, wenn mir der König mit einigen derben Goldstangen unter die Arme griffe. Diese Worte waren nicht verloren. Mein Wunsch, den der gefällige Dolmetscher auf eine geschickte Art an den rechten Mann gebracht hatte, ward mit königlicher Freigebigkeit erfüllt."

„Bald darauf verließ ich das Königreich Siam, und begab mich in die schönste und fruchtbarste Gegend Ostindiens, um dort mein Geld an Ländereien anzulegen oder Handel zu treiben. Ich vereinigte beides mit einander. Das Glück begünstigte meine Unternehmungen. Es war mir fünf und zwanzig Jahre so treu, als es wohl wenigen Menschen ist. Dennoch verließ ich seinen Schooß, um dich, geliebter Bruder, und meine Vaterstadt zu besuchen. Ich wollte mich gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft zu erkennen geben: es belustigte mich aber von einer Zeit zur andern, gleichsam verlarvt und vermummt hier her=

um zu wandeln, und wir alle haben dadurch manchen lustigen Auftritt gewonnen.“ —

So erzählte Richard — wie wir ihn noch bis zum nahen Ende des Buches nennen wollen — seine Geschichte. Die Zuhörer machten allerhand Glossen darüber, die jedoch der Aufzeichnung eben so wenig werth sind, als es die Zwischenreden waren, welche die Erzählung durchkreuzten.

„Aber, mein werther Bruder, du sprachst nur von einem Besuche?“ sagte der Bürgermeister. „Ich hoffe doch, du wirst uns nicht wieder verlassen.“

„Ich muß!“ sagte Richard. „Und die Zeit meines Scheidens ist nahe. Ich gehe noch in diesem Monat nach Ostindien zurück.“

Alle waren bestürzt; nur Kreisel rief: „Beneidenswerther Mann!

Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit dir, mein Freund und Gönner, ziehn!“

„Was hält Sie ab?“ sprach Richard. „Ihre Gesellschaft wird mir die Reise sehr angenehm machen, und was Sie hier verlieren, das gewähr' ich Ihnen zehnfach in Ostindien.“

„Göttlicher Freund, ich gehe mit ihnen!“ rief Kreisel. „Es müßte kein Fünkchen poetischen Geistes in mir glühen, wenn ich den Ruf in ein romantisches Zauberland ausschlagen wollte.“

„Sie wollen also Ihre Stelle, als Stadtsecretair, plötzlich aufgeben?“ fragten staunend die Rathspersonen.

„Ja, meine Werthesten!“ antwortete Kreisel. „Ich würde nun doch in meinem Schreiberjoche nichts mehr taugen, und es unwillig schütteln, wenn ich an Ostindien dächte. Damit Sie aber durch meinen unerwarteten Abschied in keine Verlegenheit kommen, empfehle ich Ihnen zu meinem Nachfolger den Advokaten Striegel, der nichts weniger als ein poetischer Schwindelkopf ist, wie Sie mich bisweilen zu schelten beliebten, sondern Ihnen mit seinen soliden juristischen Kenntnissen und seiner unmaßgeblichen Bescheidenheit gute Dienste leisten wird.“

---

## Acht und dreißigstes Kapitel.

### Die Lection.

„Richard ist doch ein Mensch, der gar keine Lebensart versteht!“ sagte die Bürgermeisterin, als ihr Mann von der Gasterei nach Hause kam. „Ich hörte diesen Nachmittag mit Erstaunen, daß er das armselige Fräulein zur Tafel gezogen hat; aber die Frau Bürgermeisterin war dieser Ehre nicht werth.“

„Dafür habe ich die Ehre, daß ich mich nun mit ihm dutze;“ versetzte der Bürgermeister mit schelmischem Lächeln.

„Hast du denn Brüderschaft mit ihm getrunken?“ fragte sie.

„Ja, schon an der Mutter Brust!“ — gab er zur Antwort. „Denke, mein Schatz! Seine Excellenz, der Herr Geheime Rath, ist mein leiblicher Bruder!“ —

Sie hielt ihn für berauscht, und rieth ihm, zu Bette zu gehn. Er bewies aber seine Nüchternheit durch eine sehr ordentliche und ausführliche Erzählung aller uns schon bekannten Umstände. Da brach die staunende Dame in ein Freudengeschrei aus: denn es

schien ihr nun nichts gewisser, als daß der Geheime Rath gleich auf der Stelle sein Vermögen brüderlich mit ihnen theilen werde. Aber der Bürgermeister schüttelte den Kopf, und sagte: „Laß uns froh seyn, wenn er nicht von mir die Herausgabe seines Erbtheils verlangt!" — Dieser Einwand machte sie so bestürzt, daß sie die ganze Nacht kein Auge schließen konnte.

Doch der nächste Morgen befreite sie von dieser Angst. Richard stattete ihr einen Besuch ab, und beschenkte sie mit einer Menge köstlicher Waaren, die ihm zwei Diener nachtrugen. Er ging dann mit seinem Bruder auf's Rathhaus, und entsagte vor dem versammelten Magistrate nicht nur allen Ansprüchen an die väterliche Verlassenschaft, sondern machte auch ein Testament, worin er die Stadt Michelheim zu seiner Erbin einsetzte, und dabei vorschrieb, wie der Nachlaß zur Verbesserung des Schulwesens und andern nützlichen Stiftungen angewendet werden sollte. Seinem Bruder, der reich und kinderlos war, vermachte er zum Ueberfluß ein Legat von zwanzig tausend Thalern.

In einem andern gerichtlichen Aufsatze bestimmte er

sein Wohnhaus, sammt allen Zubehörungen, zu dem versprochenen Hospitale, und übergab zu treuen Händen des Magistrats die landesfürstliche Schuldverschreibung, als Eigenthum des Hospitals, damit die darin aufzunehmenden Armen von den Zinsen des Kapitals reichlich verpflegt werden könnten.

Der Bürgermeister und sämmtliche Rathsherren wandten ein: es sey doch Schade, daß ein so schönes, von einem Staatsminister erbautes Haus zur Wohnung armen Gesindels herabgewürdiget werden sollte.

„Ich weiß nicht, was Sie armes Gesindel nennen, meine Herren!" versetzte Richard. „Verstehen Sie darunter Leute, die durch Völlerei, Trägheit und Liederlichkeit in Armuth versunken sind, so haben Sie vollkommen Recht. Diese verworfene Art von Menschen soll von der Wohlthat meines Hospitals immer und ewig ausgeschlossen seyn. Nur unverschuldetes Unglück finde darin eine ruhige Freistätte! Und für solche Leidende ist kein Pallast zu prächtig." —

Es blieb also bei Richards wohlthätiger Anordnung, und die Armen in Michelheim erhielten ein Verpflegungshaus, wie es die größten und reichsten Städte in Deutschland nicht aufzuweisen haben.

Die kleinen Seelen in der Rathsstube und in hundert andern Häusern zuckten über diese Großmuth, die sie Verschwendung nannten, die Achseln: nur Albert und die Familie Roggenburg würdigten Richards Hochherzigkeit nach Verdienst und belohnten sie mit freudigem Beifall. Er widmete die wenigen Tage, die sie noch in Michelheim zubrachten, beinahe ganz dem Umgange mit ihnen, und sie schieden mit Schmerz und Thränen von einander.

Bald nachher gab er dem Magistrat und den sämmtlichen Standespersonen einen Abschiedsschmaus und bei der Tafel — eine Lection.

„Meine Herren und Damen!" hob er an, „erlauben Sie Ihrem Landsmann und Mitbürger, Ihnen einige wohlgemeynte Worte ans Herz zu legen. Ich scheide von Ihnen mit der schmerzlichen Erfahrung, daß Sie bisher nicht immer so froh und glücklich waren, als sie es seyn könnten. Es lebt sich recht angenehm in kleinen Städten, wenn noch die Sitteneinfalt unserer frommen Vorfahren und altdeutsche Biederkeit darin walten. Dann umfassen die Stadtmauern gleichsam nur Eine Familie, die bei allen Vorfällen des Lebens den innigsten Antheil an einander nimmt.

— Herrscht aber unter den Bewohnern eines solchen Oertchens ein feindlicher Geist, so wird der enge Raum, in welchem man mit unholden Menschen athmen und verkehren muß, eine wahre Hölle: man leidet beinahe die Qual der Verbrecher, welche vor Zeiten mit einem Hunde, einer Katze, einem Hahn und einer Schlange in einen ledernen, ausgepichten Sack gesteckt und ins Wasser geworfen wurden. — Es gab hier noch vor Kurzem einen Lotterbuben, der die bösen Eigenschaften jener Thiere in sich vereinigte, und ein ewiger Friedensstörer war. Er hätte aus jedem ehrbaren Hause verbannt seyn sollen; aber leider fanden seine hämischen Zuflüsterungen bei Vielen von Ihnen geneigtes Gehör, und Sie ließen sich oft dadurch gegen einander aufbringen. Ich bitte Sie, meine Herren, ich bitte besonders Sie, meine Damen, dulden Sie hinfort keine solche Schlange in Ihrem Busen! Es dünkt mich die höchste Unweisheit, sich durch vermeidliche Feindseligkeiten und Zänkereien das kurze Leben zu vergiften. Jeder Mensch hat seine Fehler; daher gebührt Keinem das Recht, den Fehlern seines Nachbars aufzulauern, und sie durch Spürhunde von Blaffmanns Gattung aufzujagen. Das ist die Hauptquelle alles Unfriedens in kleinen Städten! — Man wohnt so nahe beisam-

men, daß man auch ohne Spähen und Forschen das Meiste, was von einem Thore zum andern vorfällt, sieht und hört; aber man muß die Augen zudrücken und die Ohren verstopfen, um sich nicht zu hassen; man muß dulden und lieben, damit man wieder geduldet und geliebt werde. Ich halte — sagt ein weiser Mann des Alterthums — ich halte den für den besten und vollkommensten Menschen, der Andern so bereitwillig verzeiht, als wenn er täglich selbst häufige Fehler beginge, aber sich des Fehlens so sorgfältig enthält, als ob er Keinem verzeihen wollte. — Wählen Sie Sich, geliebte Mitbürger, das Ideal eines solchen Menschenfreundes zum Vorbilde! Dann werden Sie sammt und sonders duldsam gegen einander seyn, und sich durch Eintracht und Liebe aus dem dürren Sandboden unserer Vaterstadt ein Paradies hervorzaubern." —

Mit feierlicher Stille hörte die Gesellschaft dieser Ermahnungsrede zu. Einige Wenige bezeigten ihren Beifall durch Kopfnicken; aber die Frau Bürgermeisterin zog häßliche Gesichter, und es fehlte nicht viel, so hätte sie bei Blaffmanns Erwähnung, wie bei einer Leichenrede, geweint.

Am folgenden Tage verließen Richard und Kreisel die Stadt.

Die Frau Bürgermeisterin bat Nachmittags alle ihre Klatschgevatterinnen zusammen, und sagte zu ihnen: „Gott Lob und Dank, daß all das fremde Geschmeiß zum Thor hinaus ist! Mein Herr Schwager ist fort, die Salms, die Roggenburgs und Albert sind fort. Auch den vorwitzigen Poeten wurden wir los. Gott sey Dank! Nun hofmeistert uns niemand mehr, nun können wir wieder in unserm alten Sode leben!"

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

8° L. G.
Langbein.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbeins prosaische Werke

Bd.: 7

Stuttgart 1837

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4110 -12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260878-3